

Portrait

Ein Künstler und Afropolitan, der auf zwei Kontinenten lebt und das Museumswesen in Afrika reformieren will.



►► Seite 3

Über alle Berge

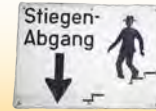


Flucht, Homophobie, Bürokratie, eine Urlaubsgeschichte, eine Fußballkarriere und Menschen, die es geschafft haben.

►► Seite 4–15

Literatur

Eine russisch-ukrainische Wien-Geschichte, eine Erzählung über zwei bizarre Kameraden.



►► Seite 16–17

MigrantInnenbeirat

Die interkulturellen Wochen in Freiburg mit Veranstaltungskalender.



►► Seite 19



▲ Hinter den sieben Bergen.

Fotos / Fotomontage: kwasibanane

за тридевять земель • many miles away • peste munti și mări
Atı alan Üsküdar'ı geçti • ცხრა მთას იქეთ • oltre i monti e il mare
a través de mares y fronteras • preko brda • **Über alle Berge**

Manche wird ihr Land noch zurück holen wollen, so geschah es z. B. Nobelpreisträgerin Herta Müller. Oder wenn einer ein toller Fußballspieler wird – wer weiß, womöglich sogar unser Protagonist Reda. Oft aber wollen die Menschen selbst dann nicht mehr zurück. Gut vorstellbar, dass es den Opfern der Homophobie in Russland so gehen wird (► Seite 9). Bleiben will man nicht etwa, »weil hier das ultimative Glück zu finden sei...«, sagt unsere Protagonistin aus Bosnien.

Auch Hannah Arendt wollte nicht nach Deutschland zurück, in das Land,

in dem sie verfolgt wurde, wie viele andere deutsche Intellektuelle, die in der Zeit des Dritten Reichs zu Asyl-suchenden wurden. Aber genau ihre Erfahrung von Vertreibung hat dazu geführt, dass europäische Philosophie und Kultur zu dem wurden, was sie heute sind. Die Seite über eine Flucht Weg aus Europa zeigt einen Kontrapunkt zur heutigen Flucht in unsere Richtung. Auch Deutsche waren mal nicht nur politische sondern auch Wirtschaftsflüchtlinge.

Diese Nummer stellt bewusst eine ganze Galerie von Gesichtern vor,

weil andere Medien oft lieber mit Kategorisierung und mit gesichtslosen Gruppenbildern operieren. Wie sensationelle Berichterstattung zu generellen Verdächtigungen führt, wird am Ende des Schwerpunkts analysiert. »Natürlich gibt es auch bei Flüchtlingen schwarze Schafe, aber das ist kein Grund alles Negative so hoch zu puschen!« – bringt es eine Wittnauer Bürgerin auf den Punkt. Es ist eine erfreuliche Normalität, die viele Flüchtlinge erfahren, Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft – so wie auch menschliche Bindungen: Zwischen einer 13-jährigen Teenage-

rin und einer jungen Frau, zwischen Fußball-Ultras und einem jugendlichen Nordafrikaner, einer älteren Künstlerin und einem im Bürgerkrieg verwaisten Kind – es sind echte, rührende Lebensgeschichten, die viel Licht in die tragischen Themen Flucht und Vertreibung bringen.

Auch erfahren Sie in dieser Ausgabe, was ein Afropolitan ist, wie das Interkulturelle Näherinnenkollektiv Mode sieht, wie die Ukraine kocht ...

Und für regnerische Herbsttage stellen wir interkulturelle Literatur vor.
Ihre Redaktion

InForum und InZeitung

laden ein zur Diskussion, Konzeption und (Mit)Gestaltung von Internet-Plattform und InBlog. Mach mit bei der InZeitung!

6. November um 18:00 im Haus der Jugend, Uhlandstraße 2

Zusammen gegen Rassismus

Am 18. Oktober findet erstmals eine Konferenz des antirassistischen Netzwerks Baden-Württemberg in Stuttgart statt. Bei dem Netzwerk sind u. a. Aktion Bleiberecht Freiburg, Flüchtlinge für Flüchtlinge Baden-Württemberg und Bündnis gegen Abschiebungen Mannheim aktiv.

Das Bundesinnenministerium plant Gesetzesänderungen, die zu einem Abbau von Flüchtlingsrechten führen: Einschränkungen beim Familiennachzug, neue Einreiseverbote, eingeschränkte medizinische Versorgung, Leistungsbeschränkungen, die Residenzpflicht usw. Auch das sind Formen von Diskriminierung.

Gegen die genannten Zustände der Inhumanität haben Geflüchtete in den letzten Jahren zunehmend Proteste organisiert: Infostände, Platzbesetzungen, Protestmärsche, Demonstrationen. Diese Themen, aber auch andere Forderungen und Solidarität stehen auf dem Programm der Konferenz.

■ Kontakt: info@stop-deportation.de
► www.stop-deportation.de

In party

InZeitung und InForum e.V. laden ein:
Ein Forum. Eine Lesung. Ein Fest.

In Lesung
»Unvergessenes Kino, Unvergessliche Stars« von der Ukrainerin Lana Berndl und dem Russen Sergej Spirichin aus Wien
Kurzgeschichten von Manana Baramidze
Aus dem Stück »Perspektivwechsel: Udenkbar« von Stephanie Guo

In Transkulturelle Livemusik mit Ibrahim Sarialtin

In Diskussion in lockerer Atmosphäre

In Umtrunk und Ukrainische Warenaiky aus unseren Rezept

In Zumba Flash-Workout mit Denia Cabarcas

In Balkantanz mit DJ Melissa

Im Rahmen der Interkulturellen Wochen des Migrantinnen- und -Migrantenbeirats der Stadt Freiburg

Samstag 18. Oktober um 20 Uhr | Kommunales Kino | Urachstraße 40

Sa. 18.10.
20:00 Uhr

KoKi, Urachstraße 40



Roma haben kein sicheres Herkunftsland!

Über die Zustimmung Baden-Württembergs zur Asylrechtsverschärfung

Von Juri Siebold

Am 19. September entschied der Bundesrat über den Gesetzentwurf, welcher Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina als *sichere Herkunftsstaaten* einstufen wird. Die Landesregierung Baden-Württembergs hätte das verhindern können, indem Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grüne) im Bundesrat gegen den Entwurf gestimmt hätte.

Der Flüchtlingsrat Baden-Württemberg, das Freiburger Forum aktiv gegen Ausgrenzung und zahlreiche weitere Organisationen

hatten deswegen am 13. September zu einer Kundgebung vor dem Landtag in Stuttgart aufgerufen. Circa 300 Personen, darunter viele Flüchtlinge aus den Westbalkan-Staaten, protestierten gegen die geplante Verschärfung des Asylrechts und forderten die Landesregierung auf, gegen das Gesetz zu stimmen.

Der Einigung war ein politischer Deal vorausgegangen: Zwar werden Verbesserungen beim Arbeitsmarktzugang, der Residenzpflicht und im Sozialrecht zugesagt, jedoch haben Flüchtlinge aus den nun angeblich sicheren Herkunftsstaaten de facto gar keine Chance mehr

auf Asyl in Deutschland, da diese Asylanträge nun von vornherein als *unbegründet* abgelehnt werden.

Dass gerade Roma, die den Großteil der Flüchtlinge aus den Balkanstaaten ausmachen, dort einer umfassenden Diskriminierung ausgesetzt sind, schert die grüne Landesregierung offensichtlich nur wenig und so wird das Grundrecht auf Asyl weiter ausgehöhlt.

■ Aktuelle Nachrichten und Infos zu flüchtlingspolitischen Themen gibt es jeden dritten Dienstag des Monats von 19–20 Uhr in Radio Dreyeckland bei Radio Bleiberecht auf 102,3 Mhz oder auf www.rdl.de/live.

In Preis

Wettbewerb

Am InPreis können junge Menschen von 15 bis 29 Jahren, wie auch Schulen, studentische und Jugendfreizeiteinrichtungen mit Sitz in Freiburg und Umgebung teilnehmen.

Senden Sie uns Texte, Fotos, Audio- oder Videobeiträge zu den Themen

- **kulturelle Vielfalt**
- **gesellschaftliche Teilhabe oder Ausgrenzung**
- **Rassismus und Vorurteile**

Die besten Beiträge in den jeweiligen Kategorien werden von einer Jury ausgewählt und prämiert und im neu erstellten InBlog bzw. in der InZeitung veröffentlicht. Einsendeschluss ist **Mi. 26. November 2014**.

► Infos + Einsendung:
inzeitung@googlemail.com
inforumfreiburg@gmail.com





Ein Afropolitan aus Freiburg

Emeka Udemba bringt die Kunst dorthin, wo die Menschen wohnen

Von Svetlana Boltovskaja

Ich lernte Emeka Udemba bei einem Künstlergespräch im Rahmen der Ausstellung *Letzte Ölung Nigerdelta im Museum Natur und Mensch* kennen. In einer kleinen Studioauswahl *No city is an island* zeigt er seine Einblicke in das urbane Leben von Lagos. Dann besuchte ich Emeka in seinem Atelier im *Kunsthaus 16* in Zähringen.

Der sportlich aussehende und hinreißend lächelnde Mann schien fast zu groß für sein kleines mit Leinwänden, Staffeleien und Farben gefülltes Atelier, in dem wir gemütlich Tee tranken und weiter über die Kunst, Eurozentrismus, Postkolonialismus und aktuelle afrikanische Literatur redeten. So kamen wir auf den Begriff *Afropolitan*, den die Schriftstellerin Taiye Selassie 2005 einführte. Er vereint die Worte *African* und *Cosmopolitan* und bezeichnet eine neue Generation der gut ausgebildeten, erfolgreichen und selbstbewussten Weltbürger mit afrikanischen Wurzeln.

Bereits Emekas Vater hatte Fotografie in London studiert. Er arbeitete zwar bei der Kriminalpolizei in Lagos, aber »machte nebenbei immer Kunst«. Als Kind half Emeka dem Vater in der Dunkelkammer, und die Kunst war für ihn immer etwas ganz Normales, etwas, das selbstverständlich zum Leben gehört. »Mein Vater war einer der Ersten in Afrika, der sich mit den großformatigen Fotos beschäftigte, und noch vor der Farbfotografie hat er seine Fotos gefärbt.«

Die Eltern erzogen ihre acht Kinder sehr liberal und sagten immer, sie sollten einen Beruf auswählen, der ihnen Spaß machte. So wurden Emekas Geschwister Historiker, Ärzte und Architekten. Emeka studierte Kunst an der Universität in Lagos und arbeitet heute mit Installationen, Performances, Zeichnungen, Fotografie, Videokunst und Malerei. Er nahm an der 4. Plattform der weltweit bedeutendsten Ausstellung für zeitgenössische Kunst *documenta_11* in Lagos teil und stellt seine Werke in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Österreich, Spanien, aber auch in Nigeria, Senegal und auf Kuba aus.

»Die Kunstszene in Lagos funktioniert gleich wie hier in Deutschland: man studiert, macht Ausstellungen, nur ist es in Lagos schwieriger. In Deutschland gibt es viele öffentliche Institutionen, die einen Künstler fördern. In Lagos unterstützen hauptsächlich ausländische Kultur-

vertretungen die Künstler.« Nach seinem Studienabschluss brachte Emeka seine Arbeiten ins Goethe-Institut und 1993 fand dort seine erste Ausstellung statt. Ein Jahr später folgte eine Einladung nach Deutschland. »Das war meine erste Auslandsreise überhaupt. Ich hatte ein bisschen Angst, ob ich mich hier wohl fühlen würde. Aber ich war sehr jung und offen für Abenteuer.«

Nun lebt Emeka seit 20 Jahren in Freiburg, fliegt aber bis zu fünf Mal pro Jahr nach Afrika, um dort neue Ideen zu entwickeln.

»In Nigeria gibt es Museen wie hier, aber wir haben diese Form übernommen, ohne nachzudenken, ob sie uns passt. Museen befinden sich natürlich an wohlhabenden Orten. Menschen, die woanders wohnen, haben keinen Zugang zu Bibliotheken und Museen. Das Leben ist aber nicht nur Kampf. Leute in einem Slum denken anders als gebildete Kunstschaffende, sie konfrontieren mit ihrer eigenen Realität. Aber jeder Mensch braucht Kultur. Was ist Kunst? Ein intellektuelles Spiel? Oder etwas, was schön ist und Leute begeistert? Was kann die Kunst in ihrem Leben bewegen?«

Als Künstler und Kurator beschäftigt sich Emeka mit Identität und Entstehung kosmopolitischer urbaner Räume und der Rolle der Kunst im sozialen und politischen Leben der Stadt. »Die Kunst kann Regionen mit einer hohen Kriminalität und Arbeitslosigkeit ändern und andere Wege einschlagen. Die Kunst kann die Gesellschaft positiv verändern!« Ein gutes Beispiel dafür sieht Emeka in der baskischen Stadt Bilbao: »Die Kunst schaffte dort bereits einen Paradigmenwechsel.« Früher war Bilbao eine Arbeiterstadt, die von industriellem Niedergang und hoher Arbeitslosigkeit belastet war. 1997 wurde dort das *Guggenheim Museum für Moderne Kunst* gebaut, heute dreht sich alles in der Stadt

um die Kunst. Dieser Boom versetzte Bilbao in prosperierenden Aufschwung, der sich auf das ganze Land auswirkt.

Deshalb ist Emeka überzeugt: »Kunst ist kein Vakuum, Kunst ist das Leben.« 2014 machte er in Lagos mit Unterstützung des Goethe-Instituts einen Bus zu einem mobilen Museum – *Molue Mobile Museum of Contemporary Art*. Er bringt eine kleine Bibliothek, Kunstvideos und Fotoausstellungen direkt dorthin, wo die Menschen wohnen. Nach unserem Gespräch flog Emeka wieder nach Lagos, um diesmal mit seinem *Mobile Museum Westafrika* zu bereisen und einen Austausch zwischen den Künstlern in Nigeria, Ghana, Benin und Côte d'Ivoire zu fördern: »Es ist einfacher für einen afrikanischen Künstler nach Europa zu kommen als in ein Nachbarland. Der Blick in Afrika ist immer auf Europa gerichtet. Aber man weiß nicht, was bei den Nachbarn passiert.«

Was bedeutet es, Künstler aus Afrika in Europa zu sein? »Meine Kunst ist ein Fenster, um meine Erfahrung, meine Identität in die Welt zu setzen. Aber wenn ich hier ausstelle, wird meine Kunst sofort anders wahrgenommen, wenn ich persönlich in einer Ausstellung erscheine. Man hat bestimmte Klischees und Erwartungen, was du als Künstler aus Afrika machen musst: bunte Farben, bestimmte Muster und Formen, die man für afrikanisch hält. Es ist einfacher für

Leute, dich in eine Schublade einzuordnen. In Deutschland fragt man als Erstes »Woher kommst du?« In Nigeria, in den USA oder in Großbritannien ist es anders, dort fragt man erst »Wer bist du? Was machst du?« Okay, ich komme aus Afrika, aber ich bin ein zeitgenössischer Künstler. Ich kann mit diesen Klischees spielen, das ist das Spannende dabei. Ein deutscher Künstler hat da weniger Spielraum.«

Allerdings wurde die europäische Moderne stark von der afrikanischen Kunst beeinflusst. Emeka Udemba erwidert: »Aber Picasso und Matisse haben nie in Afrika gelebt. Wir in Afrika brauchen eigene Kunsthistoriker, um Bücher, die über unsere Kunst von Europäern geschrieben wurden, zu korrigieren und um unsere Denkweise und unsere Perspektive zu zeigen. Wie viele Kunstmessen gibt es in Afrika? – Art Dakar in Senegal. Aber auch

dort wählen die Europäer die Kuratoren und Kunstwerke, die ausgestellt werden.«

2011 kuratierte Emeka die Ausstellung *Closed Space* in Johannesburg, Berlin-Neukölln und Freiburg. »Die Idee war, zwei Stadtteile auszuwählen – einen in Deutschland und einen in Afrika, die eine ähnliche historische Entwicklung hatten. Einst spielten jüdische Gemeinden eine große Rolle in der Geschichte dieser Orte, und später wurden diese Stadtteile durch starke Einwanderung sehr international.« Dies bringt vor allem großes Potenzial mit sich. So sieht es Emeka Udemba auch bei seiner dreizehnjährigen Tochter: »Sie hat die Möglichkeit, zwei Identitäten zu haben – eine afrikanische und eine europäische. Ich bin erstaunt, wie gut Kinder das meistern! Sie hat mehr Erfahrung als ihre Klassenkameraden. Sie ist fast jedes Jahr in Afrika und spricht sehr gut Englisch. Das ist eine Bereicherung. Die Mentalität der Menschen, die viel reisen, vor allem außerhalb Europas, ist anders. Die neue Generation ist gut ausgebildet, sie können überall auf der Welt leben.«



▲ Fragment aus *Monument Series*

◀ »Die Kunst kann die Gesellschaft positiv verändern.« Emeka Udemba.

Fotos: Privatarhiv Emeka Udemba



Die unendliche Reise

Ein Europäisches Tagebuch

▲ »Der Schnee bedeckt die Landschaft und die Sonne lässt dabei alles glitzern. Die Luft ist leicht und rein. Die Seen sind blau, und noch mehr blau, weil der Himmel sich darin spiegelt.« Foto: kwasibanane

Von Manana Baramidze

Ich hatte Rezo seit sechs Jahren nicht mehr gesehen. Die gemeinsame Studienzeit in Tiflis lag längst hinter uns. Wir hatten immer wieder Kontakt über Skype oder Facebook gehabt, aber nur sporadisch. Ich wusste, dass er inzwischen mit Nana verheiratet war und einen Sohn, Gio, hatte. Vor zwei Jahren bekam ich eine kurze Nachricht: »Es ist so weit. Wir sind dieser Gesellschaft entkommen und sind endlich da.« Das klang nach einem Ankommen. Niemand ahnte, dass es der Anfang einer unendlichen Reise war, deren Online-Begleiterin ich wurde.

Es ist schon zwei Jahre her, dass Rezo, Nana und Gio als Asylsuchende Europa bereisten. Hier zwei kleine Ausschnitte aus ihrem *Reisetagebuch*. Mit ihrer Erlaubnis veröffentliche ich das, um zu versuchen nachzuspüren, wie man Europa auf so einer Reise wahrnimmt.

Nana, 8. November 2012. +++ Das war also die Schweiz mit glitzernden Seen und Bergen wie aus weißem Marmor. Nach drei Nächten Auffanglager werden wir zu einem Flüchtlingsheim gebracht. Heim kann man es nicht genau nennen, es sieht aus wie ein großer Bunker, in dem man sich wahrscheinlich während eines

Bombenalarms verstecken könnte. Dicke, feuchte Wände. Ein langer, dunkler Gang, auf der rechten Seite viele riesige Säle. Das Ende der Säle ist geschmückt mit Militär-Stockbetten. Für eine dreiköpfige Familie steht ein Stockbett zur Verfügung. Das heißt zwei Betten. Die Fläche um das Bett kann man mit Hilfe der Bettlaken zu einer Art Zimmer oder Hütte gestalten. Wir spielen unsere Kindheit nach. Nur diesmal kommt nicht die Mutter ins Zimmer um sich zu ärgern, dass wir die Bettlaken von den Betten abgezogen haben. Die Klimaanlage läuft ununterbrochen, unmöglich sie auszuschalten, die Menschen sind andauernd erkältet. Gio bekommt eine Lungenentzündung. Bis das Fieber 38 Grad nicht überschreitet, hält man es nicht für nötig einen Arzt zu rufen. Fünf Tage lang. Medizin ist hier ein Wunschtraum. Wie eine Schokoladentafel aus meiner Kindheit. Mir wird ständig gesagt: das Immunsystem des Kindes sollte es ohne Medikamente schaffen. 'Frage mich nur: Wie stark ist das Immunsystem eines Kindes, das seit Wochen keine regelmäßigen warmen Mahlzeiten zu sich nimmt? Dann das Drei-Sterne-Hotel, in dem man den Gästen verheimlichte, dass Flüchtlinge dort lebten. Wir waren die anonymen Hotelbewohner. Das einzige, was die Situation erträglich machte, war die schöne Natur um uns herum.

Es erinnerte uns sehr an Georgien. Mit dem Unterschied, dass hier alles unglaublich gepflegt und behütet ist. Der Schnee bedeckt die Landschaft und die Sonne lässt dabei alles glitzern. Wenn es regnet, tauchen überall und unerwartet die Wasserfälle auf, die man vorher gar nicht wahrgenommen hat. Die Luft ist leicht und rein. Die Seen sind blau, und noch mehr blau, weil der Himmel sich darin spiegelt. +++

Rezo. +++ Die Schweiz mussten wir verlassen, wieder mit dem Argument des Dubliner Abkommens. Wonach wir nach Polen zurück gehören. +++ 8. Januar 2013. +++ Um 22 Uhr nachts kommen wir in Paris an. Die Nacht verbringen wir auf dem Bahnhof. Am nächsten Tag gibt man uns die Telefonnummer 115. Darauf verbringen wir den ganzen Tag in einer Telefonzelle. Die Kälte ist unerträglich. Das Kind zittert schon. Wir haben kein Geld. Das letzte was wir hatten, gaben wir für unser Zugticket aus. So stehen wir in der sagenumwobenen Stadt der Liebe und fluchen. Es ist schon dunkel, als endlich jemand den Hörer am Ende der Leitung abnimmt. Wir haben Glück! +++ Unsere Beihilfe in Paris sieht so aus: Einmal pro Woche bekommen wir von einem Restaurant, das man *Wilder* nennt, abgelaufene Lebensmittel – nachdem wir stundenlang in langer Schlange

gestanden haben. Die Lebensmittel sind so unbrauchbar, dass wir sie, nachdem wir zu Hause sind, in den Müll entsorgen. Das machen wir alle, weil diejenigen, die schon länger hier sind, behaupten, wenn wir den Müll nicht nehmen, verlieren wir auch *andere Sachen*. Was diese *anderen Sachen* sind, habe ich während dieser sechs Monaten nicht erfahren können. +++ Ich werde abends auf der Straße aufgegebelt und zur Polizeistation gebracht. Meine Fingerabdrücke werden genommen, der Kriminalkommissar spricht mit mir, ohne dass ich verstehe worüber. Man sperrt mich schließlich in einer Zelle ein. Ich bin alleine. Es kommt mir vor, als hätte ich eine gesplante Wahrnehmung. Bin ich in Paris? Ist das Frankreich oder irgendein fundamentalistischer Staat? Ich habe nichts verbrochen, hab keine Ahnung warum ich bestraft werde, ich darf nichts und habe überhaupt keine Rechte. Sie legen mir irgendwelche Dokumente vor und bestehen darauf, dass ich sie unterschreibe, wenn ich gehen möchte. Ich verlange hartnäckig, dass man mir auf Georgisch den Inhalt der Dokumente erklärt. Vergeblich. Ich unterschreibe. Sie schmeißen mich samt der Papiere heraus. +++

Zurzeit befindet sich die Familie in Deutschland, in Plauen. Sie lernt Deutsch und hofft auf ein Ende der unendlichen Reise.



Gemäß der Genfer Flüchtlingskonvention aus dem Jahre 1951 sind Flüchtlinge Menschen, die in ihrem Herkunftsland aufgrund ihrer Rasse, Religion bzw. ethnischer, sozialer oder politischer Zugehörigkeit verfolgt wurden, oder Menschen, die von Krieg bedroht wurden und deshalb ihr Land verlassen haben. Ausgeschlossen von dieser Definition sind sowohl die Elends- und Wirtschaftsflüchtlinge wie auch die Umwelt- bzw. Klimaflüchtlinge, die keinen Anspruch auf Asyl haben und von vielen Staaten als *illegale Einwanderer* bezeichnet werden.

Kommen die Flüchtlinge heute meist aus Syrien und dem Irak nach Europa, so mussten in der Vergangenheit auch zahlreiche Europäer aus den oben genannten Gründen ihre Heimat, ja ihren Kontinent verlassen.

Als Ende der 90er Jahren Hunderttausende aus ethnischen und religiösen Gründen verfolgte Kosovo-Albaner aus ihrem Land flüchten mussten, hatten viele sowohl die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten am Ende des Zweiten Weltkriegs wie auch die Flucht von Juden, Intellektuellen, Kommunisten, Sozialdemokraten aus Nazideutschland bereits vergessen. Gar nicht zu reden von z. B. der Flucht der radikal-reformatorischen protestantischen Gruppe der Amischen aus dem Elsass im frühen 17. Jahrhundert aufgrund der Verfolgung durch den französischen König, der keine anderen Bekenntnisse außer der römisch-katholischen Kirche duldete. Die Amischen flohen zunächst in Richtung Lothringen, Saarland und Pfalz und übersiedelten dann im 18. Jahrhundert aufgrund weiterer Verfolgungen in die USA, wo sie immer

noch in Pennsylvania leben. Und das ist nur ein Beispiel.

Auch wenn man sich auf das 20. Jahrhundert beschränkt, kann man behaupten, dass europäische Kultur und Geschichte ganz anders aussehen würden, wenn die europäischen Verfolgten keinen Zufluchtsort gefunden hätten, viele von ihnen in den Vereinigten Staaten. Die deutsche Literatur und Philosophie des 20. Jahrhunderts wäre eine andere ohne den Beitrag der

wie es nach dem Tod von Walter weiter gehen soll«, dann bringt er diese Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck.

Die Rede ist von Walter Benjamin, eine Kernfigur der deutschen Kultur des 20. Jahrhunderts, dem wir bahnbrechende Werke z. B. zum Begriff der deutschen Romantik verdanken. Benjamin als Berliner Intellektueller jüdischen Glaubens hatte 1933 sein Land verlassen und zunächst in Paris einen Zufluchtsort gefunden. Als 1940

und Staatenlose internieren lassen, darunter auch Walter Benjamin und seine Cousine Hannah Arendt. Darüber schreibt sie in einem Brief aus Lissabon am 17. Februar 1941: *»Die Weltgeschichte hat eine neue Kategorie Menschen erschaffen. Menschen, die von ihren Feinden in Konzentrationslager und von den Ihren in Internierungslager gesteckt werden.«* Nur wenigen gelang die Flucht und noch weniger konnten dem Krieg und der Verfolgung in Europa entkommen. Hannah Arendt gelang es, indem sie mit einem Visum nach Amerika aus Portugal ausreisen konnte und New York zusammen mit ihrem Mann und ihrer Mutter am 22. Mai 1941 erreichte. In den USA wurde sie später als politische Theoretikerin weltweit bekannt, und zwar zunächst als Autorin des Buchs *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, das im Frühjahr 1951 erschien. Die Reihenfolge ist nicht nur chronologisch, sondern sie ergibt sich auch daraus, dass die totalitären Züge in ihrem Verlauf an Intensität und Gewalttätigkeit zunehmen, um in den Greueltaten der Konzentrationslager ihren Höhepunkt zu erreichen. Das Erfolgsjahr 1951 wird für Hannah Arendt von einem besonderen Ereignis gekrönt: Im Dezember erhält die seit 1937 Staatenlose die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Hannah Arendt verdanken wir auch eine Definition der Philosophie, die mir bis heute gültig bleibt: *»Philosophie ist ein einsames Geschäft und es scheint nur natürlich, dass das Bedürfnis nach ihr in Zeiten des Übergangs entsteht, wenn die Fragen über die allgemeinen Bedingungen des menschlichen Lebens eine ungewöhnliche Dringlichkeit erhalten.«*

Flucht aus Europa

Philosophen als Asylsuchende

Von Barbara Peron

Exilanten. Wenn die jüdischen Exponenten der *Frankfurter Schule* kein Visum nach Amerika bekommen hätten, wären bahnbrechende Werke wie z. B. *Triebstruktur und Gesellschaft* (1955) oder *Der eindimensionale Mensch – Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft* (1964) nie geschrieben worden. Dabei handelt es sich um Werke, die einen großen Einfluss auf die 68er Studentenbewegung in Europa und in den USA hatten und ohne die die 68er Bewegung als Kritik an den bestehenden Verhältnissen, d. h. am Überkommenen und dem Traditionsbestand der Gesellschaft nicht denkbar wäre.

Was uns heute im Nachhinein klar ist, war für die damaligen Emigranten gar nicht zu erraten. Vielmehr schien ihnen die Situation perspektiv- und hoffnungslos. Wenn Theodor Adorno am 8. Oktober 1940 aus New York schreibt, *»ich weiß überhaupt nicht,*

die deutschen Truppen in Frankreich einmarschierten, erhielt er zwar ein Visum nach Amerika, scheiterte aber am Versuch, über Spanien und Portugal in die USA auszureisen. Er nahm sich in der Nacht vom 26. auf den 27. September 1940 im spanischen Grenzort Portbou mit Gift das Leben, und zwar aus Furcht, trotz erfolgter Grenzüberschreitung, an die Gestapo ausgeliefert zu werden. Benjamins Befürchtung war nicht unbegründet. In nicht seltenen Fällen wurden jüdische Flüchtlinge von Grenzwächtern auch von neutralen Ländern wie der Schweiz an die Nationalsozialisten und an ihre Kollaborateure ausgeliefert, und zwar nicht nur 1940 als ihr Schicksal zum Teil noch ungewiss war, sondern auch 1944, als dies nicht mehr der Fall war. Auch die Franzosen hatten unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen in ihr Land im Mai 1940 alle *feindlichen Ausländer*



Ubi libertas, ibi patria

Die ersten deutschen Auswanderer waren vor allem »Elends- und Wirtschaftsflüchtlinge«, die vor dem Dreißigjährigen Krieg oder Hungersnöten in andere deutschsprachige Länder, nach Ungarn, Rumänien, Russland, Südamerika usw. geflohen sind. Aber auch Asylsuchende gab es schon immer: z. B. viele politisch Aktive der gescheiterten Revolution von 1848, die mit dem Motto »Ubi libertas, ibi patria« (»Wo die Freiheit ist, dort ist mein Vaterland«) vor allem in die USA wollten. Oder kleine religiöse Gruppierungen, die in Freiheit ohne Repressalien leben wollten. Sechs Millionen Deutsche wanderten zwischen 1820 und 1930 allein in die USA aus; sicher wären nur wenige im Sinne Genfer Flüchtlingskonvention heute anerkannt worden.

◀ **Deutsche Auswanderung**, Auswanderer nach Amerika, Inneres des Auswandererschiffes »Samuel Hop« 1850
Quelle: Bundesarchiv für Wikimedia Commons,
Der Urheber der Illustration ist unbekannt

Ein Mensch, der es geschafft hat

Wie Uzman Gebert seinen Traum von normalem Leben verwirklichte

Von Susanne Einfeld

UMF – Was so klingt wie ein müdes Seufzen ist die heutzutage beliebte Buchstaben-Abkürzung für einen Begriff: Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge.

Tatsache ist, dass immer wieder Jugendliche ohne Begleitung aus Ländern, in denen Krieg geführt wird, Asyl in Deutschland suchen. Tatsache ist auch, dass viele von ihnen ein trostloses Dasein in Containern und Heimen fristen. Dabei sind viele von ihnen schwer traumatisiert, sie sind im eigentlichen Sinne noch Kinder und haben kaum eine Chance, ihre Erlebnisse aufzuarbeiten.

Uzman Gebert, ein ehemaliger unbegleiteter minderjähriger Flüchtling, kann eine andere Perspektive darlegen: Er kam als 15-Jähriger im Jahr 2000 aus Guinea nach Deutschland und hatte das Glück, von einer Einheimischen adoptiert zu werden – zusammen mit einem anderen Jungen aus Guinea.

Die Eltern von Uzman wurden im Bürgerkrieg ermordet. Von seinen 15 Familienmitgliedern überlebten bis zu diesem Zeitpunkt nur noch fünf. »Ich habe mich damals mit zwei anderen Jungen auf den Weg nach Europa gemacht,« berichtet er, als ich ihn in seiner Wohnung besuche. »Einer von ihnen hatte Kriegserfahrung und war irgendwie an eine Tasche mit Geld gekommen. Wir wussten nicht genau, wie, und so genau wollten wir es auch nicht wissen. Und wir wussten auch



▲ Uzman Gebert im Kreise seiner Familie

Foto: privat

nicht, wie viel es war – aber es war viel!« Das Geld verhalf ihnen später, auf ihrer Überschiffung in einem Container zu überleben. Sie bekamen wenig, aber regelmäßig zu essen und konnten sich – im Gegensatz zu den meisten anderen – halbwegs sauber halten. »Der Mann, dem wir das Geld gegeben hatten, schaute regelmäßig nach uns, aber wir sahen ihm immer wieder an, dass er schlimme Dinge an Bord gesehen hatte. Sicher starben viele,« erzählt Uzman.

Wo genau in Deutschland sie landeten weiß er nicht, aber sie wurden bis nach München begleitet und dort von ihrem Begleiter verlassen. Glücklicherweise trafen sie auf einen Senegalesen, der ihnen beschrieb, was sie

zu tun hatten. Sie stellten Antrag auf Asyl und eine Woche später landeten sie in Freiburg, in der Wiesentalstraße. Das bedeutete drei trostlose Monate im Flüchtlingsheim. »Jemand erzählte uns von SAGA, das war wieder unser Glück! In dieser Zeit traf ich Helga, meine Mutter. Sie sah mich und den anderen Jungen aus Guinea, der mit mir nach Freiburg gekommen war und beschloss uns zu adoptieren.« Helga Gebert, Mitarbeiterin bei SAGA und Künstlerin (►► Portrait in InZeitung 6), hatte den Willen und die finanzielle Möglichkeit, die Jungen bei sich aufzunehmen, dennoch wurden ihr auf diesem Weg unzählige bürokratische Hürden in den Weg gelegt. Diese langen Monate verbrach-

ten Uzman und sein zukünftiger Adoptivbruder im Flüchtlingsheim in Offenburg, dessen Bewohner ebenso wie die Besucher regelmäßig am Eingang kontrolliert wurden. »Wie im Knast«, sagt Uzman. Doch zumindest konnten sie die Schule im Römerhof besuchen, was bedeutete, dass sie unter der Woche in Freiburg bei Helga lebten, nur an den Wochenenden mussten sie zurück. »Erst Anfang 2002 war die Adoption fertig«, erzählt er weiter, »danach konnte ich normal leben. Ich habe meinen Schulabschluss gemacht, bin auf die Berufsfachschule gegangen und habe anschließend Schreiner gelernt.«

Noch einmal – 2008 – muss er sich gegen Bürokratie und Willkür behaupten: Seine Frau, die er in Guinea heiratete, durfte erst 2011 nach Deutschland kommen – durch die Hilfe eines fähigen Anwalts. Er fasst seine Erfahrungen zusammen: »Ich habe viel Glück gehabt. Im Heim gibt es nichts außer essen und schlafen. Was willst du da als Jugendlicher? Junge Leute sollen zur Schule gehen dürfen, die Sprache und etwas für das Leben hier lernen! Und sie brauchen Betreuung. Am besten eine Familie.« Uzman hat Dank seiner Adoptivmutter eine Familie gefunden, er hat Arbeit und zieht nun mit seiner Frau ihre drei gemeinsamen Kinder groß. Sein größter Wunsch wäre, dass andere UMFs ebenso viel Glück haben könnten wie er und sein Adoptiv-Bruder.

► www.saga.rasthaus-freiburg.org



Illustration: Carmen Luna



Deutschland-Urlaub

Ein Interview mit Melisa Mustafovic

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Sie besucht gern Online-Unis und legt Balkanmusik in *Schmitz Katze* und im *White Rabbit* auf. Im Interview spricht Melisa Mustafovic über ihren *Deutschland Urlaub* in der Pubertät.

Du bist lernsüchtig, musst immer neue Prüfungen bestehen, sei es dein Beruf, Tanzen oder Rudern. Hat sich diese Eigenschaft durch die Auswanderung entwickelt?

Ich war schon vorher eine Ultra-Streberin. (sie lacht.) Durch Auswanderung wurde ich eher weniger verbissen. In Bosnien habe ich in der Schule versucht immer das Beste zu geben. Mein Weg war vorgezeichnet: nach der Schule nach Sarajevo an die Uni, höchstwahrscheinlich Pharmazie studieren, beste Noten, dann irgendwann eine eigene Apotheke. Es ist eine Gewohnheitssache. Wenn du z. B. Balletttänzerin bist, kannst du an nichts anderes denken: nur Ballett! Es wird dein Lebensinhalt, es macht dich glücklich. Doch diese Verbissenheit, allgemein im Leben, kommt, wenn dir keine anderen Möglichkeiten aufgezeigt wurden. Du denkst, das ist der einzig wahre Weg. Aber wenn du die vertraute Umgebung verlassen hast und etwas Neues anfängst, weißt du sehr wohl, dass es viele Möglichkeiten gibt. Ich habe hier drei Schulen mit guten und nicht sehr guten Noten absolviert, es war mir nicht mehr wichtig, die Klassenbeste zu sein, sondern nur durchzukommen.

Was weißt du noch von Krieg und Flucht?

Ich erinnere mich, wie proserbische Kämpfer Kioske von bosnischen Händlern in meiner Stadt Doboj mit Handgranaten zerbombten. Um ein Zeichen zu setzen, dass Muslime hier nicht erwünscht sind. Das heißt – wir. Wo bei meine Eltern fundamentalistische Atheisten waren, wie die meisten. Und meine Mutter hatte Angst, sie dachte: Man kann später zurück, aber jetzt lieber weg. Sie hat gehandelt, mein Vater ist eher gutgläubig: *»Ich habe so viele Bekannte aus verschiedenen Kreisen, wir lebten immer zusammen, es passiert uns nichts.«* Selbst, wenn die bewaffneten Konflikte siebzig Kilometer entfernt von Doboj waren ... Mit dem Bus am Sonntag früh fuhren wir los, kurz bevor die Stadt geschlossen wurde. Mir wurde gesagt: Wir gehen in Urlaub. Ich habe mich nicht von meiner Oma verabschiedet. Ich durfte nicht

mein neues Jackett mitnehmen, das von einer Schneiderin nach meinem Entwurf genäht wurde! Aber es war nicht praktisch und blieb dort, was ich danach sehr bereut habe. Wir fuhren unendlich lang und während der ganzen Fahrt war meine Mutter wie benommen. Später erzählte sie, dass sie ihren Goldschmuck in ihre Damenbinden reingestopft hatte und dass sie Beruhigungsmittel genommen hatte, weil wir ins Ungewisse fuhren.



▲ **Melisa Mustafovic:** »Wenn man gibt, ist man glücklicher, als wenn man nimmt« Foto: kwasibanane

Wir war die erste Zeit hier?

Nach zwei Monaten dachte ich: Da hat man mir eine Lüge aufgetischt, das geht gar nicht. Ich habe rebelliert und boykottiert. Ich sollte in die Hauptschule gehen. Es war die allgemeine Lösung für alle Migranten-Kinder: Sie kennen ja nicht die Sprache und müssen bei null anfangen, egal ob sie in Mathe oder Englisch brillant sind. Das ist aber Fehlanzeige! Du kannst nicht in der Hauptschule richtig deutsch lernen, und nicht in einer Klasse, wo 90 % der Schüler selbst Migranten sind und ihre Sprachen miteinander reden. Ich fand es doof und habe die Schule verweigert. Nach einem halben Jahr wurde ich als Minderjährige doch gezwungen eine Schule zu besuchen. Ich geriet in die Berufsvorbereitungsschule (BVJ) für gescheitete Hauptschüler.

Wo habt ihr gewohnt?

Wir sind zuerst in Müllheim gelandet, bei der Familie meiner Tante, sie war Gastarbeiterin. Es kamen noch andere Verwandte aus Bosnien, und meine Tante organisierte eine Bleibe, im Gemeindehaus Sulzburg. Sieben

Menschen in zwei Räumen. Aber es war besser als das Flüchtlingslager. Es war ein langes Aufeinander-zu-Tasten mit den Sulzburger. Wenn wir einkaufen waren, haben alle meine Mutter angeguckt, wie sie mit ihren roten Haaren stolz im grünen Mantel auftrat. Das war für Sulzburger Hausfrauen unmöglich bei einer Frau, die sich so kleiden sollte, wie es ihr gebührt: unauffällig und dankbar. Ich fand die Aldi-Tüten farbenfroh und

lustig, und mein Onkel sagte: *»Man sieht gleich: Flüchtlinge sind am Werk.«* In dieser Zeit habe ich erkannt, wenn man gibt, ist man glücklicher, als wenn man nimmt. Wir waren umsonst in dieser Bleibe und die Sulzburger haben Kartoffelsäcke, Milch, Waschpulver und vieles mehr vorbei gebracht. Wir waren sehr dankbar und versuchten uns zu revanchieren, so gut es ging. Meine Mutter hat bosnische Gerichte gekocht, Leute eingeladen. Gastfreundlich stand sie an der Tür und sagte laut: *»Ja kommen sie bitte raus!«* Solche sprachlichen Anekdoten fanden wir als Kinder sehr lustig.

Meine Eltern haben bald anfangen zu arbeiten. Arbeiten gehen heißt, dass du diese Würde hast, für dich und deine Familie selbst zu sorgen. Das ist schon was anderes.

Und du warst mit deinem BVJ fertig...

Ja, aber immer noch minderjährig! Nach einem halben Jahr dachte ich: Wenn es in diesem Tempo geht, dann weiß ich nicht. Ich habe die Schulleiterin meiner Hauswirtschaftsschule im Müllheim gefragt, ob ich versetzt werden darf, um meine Mittlere Reife

in einem Jahr statt zwei Jahren zu machen. Was mich ein bisschen betrübt hat, als ich in die gewünschte Klasse kam, waren die schiefen Blicke der Mitschülerinnen: Was will sie denn hier, wieso kann sie es nicht wie alle andere machen? Auch eine Lehrerin sagte in einer der Unterrichtsstunden: *»Ach, dies ist unser Wunderkind.«* Ich hatte nicht das Gefühl, dass dies wohlwollend gemeint war. Ich freundete mich mit einer Russin und einer Türkin an, Zugang zu denen war einfacher als zu Einheimischen. Als ich fertig war, überlegte ich: Doch ein Gymnasium! Ich habe mich beim St. Ursula Gymnasium in Freiburg beworben. Ab dann ging es relativ schnell: Nach drei Jahren hatte ich das Abi, danach Anglistik-Studium an der Uni Freiburg, und heute arbeite ich auch dort.

Normalerweise darf man mit dem Flüchtlingsstatus nicht studieren ...

Stimmt, aber meine Tante hat für mich auf dem Papier finanziell gebürgt. Doch es war ungewiss, ob ich hier bleiben darf, selbst nach dem Studium. Ich hatte immer noch eine befristete Aufenthaltsgenehmigung und war bedroht von Abschiebung. Bis ich ein paar Jahre nach meinem Abschluss von der Deutschen Rentenversicherung Bescheid bekommen habe, dass ich schon während meiner Studienzeit und nachher genug in die Rentenversicherung einbezahlt habe, um die Niederlassung zu erwerben.

Verstehst du jetzt als Erwachsene, wieso du damals gestreikt hast?

Ich habe dieses Land nicht als etwas Befreiendes erlebt oder als das ultimative Glück: Super-Wirtschaft oder Super-Schulen. Ich habe alles kritisiert. Es grenzt fast an Undankbarkeit. Ich konnte es nie begreifen, auch heute noch nicht, dass die Anderen sich gefreut haben, dass sie es hierher geschafft haben und Deutschland mit so viel Optimismus gesehen haben. Ich habe mein Leben hier gemeistert, mich abgefunden, dass ich hier lebe, und ich liebe Freiburg. Für mich ist es wirklich eine Freie Burg. Aber Befreiung kam nicht durch die Stadt, sondern durch Bildung, durch das Horizont-Erweitern. So hätte es genauso gut in Bosnien passieren können!

■ Durch die Lage an der Frontlinie waren große Teile Doboj während des Krieges stark umkämpft, die Umgebung ist nach wie vor vermint.



Von Vera Bredova

Eines Dienstags kam ein Schreiben des Landratsamtes ins Rathaus Wittnau, dass Bambo Sammra zu erwarten sei. Von diesem Moment bis zur Begrüßungsfeier der Wittnauer Bürger für den Neuankommeling auf dem Schönberg vergingen nur ein paar Tage. In dieser Zeit hatte man im Feuerwehrhaus ein kleines Zimmer gefunden und möbliert, ein Arbeitskreis hatte sich gebildet: Ein Mitglied kümmert sich nun um Papiere, ein anderer gibt Deutsch-Nachhilfe, Jungs aus dem Fußballverein holen Bambo zum Spielen ...

Bärbel Gruber – Kosmetikerin in Rente – kümmert sich um das *Organisieren* und sie macht mehr: sie lädt Bambo immer wieder zu sich zum Essen ein, er spielte mit ihren Enkeln,

als sie zu Besuch waren, und sie malten ihm ein Bild zum Geburtstag.

Das Bild hängt bei ihm an der Wand. Sein Zimmer mit Schreibtisch, Rechner und Küchenecke ist nicht zu vergleichen mit dem im Flüchtlingsheim in Neustadt, das er sich mit drei fremden Männern teilen musste. »Ich bin sehr glücklich hier, die Menschen hier sind so herzlich«, sagt er. Das ist es, was er am meisten an einem Menschen schätzt: Warmherzigkeit und Güte. »It's all about if you are kind. Even if you are beautiful but not kind...« Doch selbst vernachlässigt der 18-jährige die Schönheit nicht: Er ließ sich von einem Freund eine coole Friseur machen, die er dann noch blond aufpeppte. Im Heim sagte ihm mal je-

Ein Gambianer in Wittnau

Warmherziger Empfang im Freiburger Umland



▲ Bambo im Feuerwehrhaus
► Bärbel und Bambo
Fotos: Michael Karthäuser

Mutter lebt nicht mehr, ein Bruder ist an Krankheiten gestorben. Nach Europa zu gehen, war die Idee seines älteren Bruders. Als sie auf dem Boot waren, ein Schlauchboot überfüllt mit Menschen, ist sein Bruder ins Meer gefallen. Niemand wollte das Boot anhalten und so ist er ertrunken. Der damals 16-jährige Bambo kam allein in Spanien an.

»Wenn du Präsident wärst, was für Gesetze hättest du gemacht?« – »Dass alle junge Menschen Arbeit haben, einen Beruf lernen können. Und nicht wie bei uns in Gambia keine Chancen haben und weg müssen. Wenn man einen guten Präsident hat, braucht man nicht ausreisen.«

Bärbel Gruber war selbst viel im Ausland: im Iran und in Algerien mit ihrem Mann, der dort arbeitete. »Ich habe dort so viel Gastfreundlichkeit und Wärme erlebt, und will das zurück geben. Es macht Spaß, ich habe viele alte Kontakte über diese Arbeit wieder gefunden«, – sagt sie. »Idealisieren sie uns bitte nicht, bis jetzt haben wir noch nichts Ausländerfeindliches gehört, aber manchmal reicht ein kleiner Zwischenfall«, sagt etwas besorgt ein Herr aus dem Arbeitskreis, den wir zufällig auf der Straße treffen. Er will Bambo helfen einen Praktikumsplatz zu finden. Und bald kommen noch drei weitere Flüchtlinge nach Wittnau.

mand, er dürfe als Muslim eine solche Frisur nicht tragen und solle die Haare abschneiden. Bambo sagte nein, »this is like I feel«. Er trifft sich in seiner freien Zeit mit Freunden aus Gambia in Freiburg, um in der Stadt zu bummeln, auf der Kaiser-Joseph-Straße oder in einem Park, dabei auf dem Handy Reggae zu hören und sogar ein bisschen zu tanzen. Er ist vom Land, doch er liebt Stadt. In Freiburg geht er in die Schule, in Titisee putzt er abends in einer Bäckerei – er will den Job behalten, obwohl er so weit weg ist. Was ist sein Zukunftstraum? »Wow, ein wunderschönes Auto! Einen guten Job wie Mechaniker und eine große Familie.« Seine Familie war groß: sieben Schwestern und vier Brüder. Aber seine

Ein Arbeitstag hat acht Stunden

Erfahrungen mit Flüchtlings-Praktikanten
von Berthold Krieger

Ich bin Frisörmeister und arbeite zusammen mit meiner Frau, meiner Tochter sowie einem langjährigen Mitarbeiter.

Ich war viele Jahre im Vorstand des Gesamtelternbeirats der Freiburger Schulen. Dadurch bin ich bei manchen Schullektoren bekannt und werde immer wieder nach Praktikums-Plätzen gefragt. Meistens sind es Migranten-Jugendliche aus Förderschulen, die niemand sonst einstellt. Ich habe schon einige Erfahrung mit ihnen, kann gut mit Jungs und will ihnen mit diesen zwei bis drei Wochen eine Chance geben.

So hatte ich kürzlich drei Jugendliche: Srečko, Roma aus Serbien, und zwei Schwestern, Gentia und Lindia aus dem Kosovo. Alle drei kennen sich noch aus dem Flüchtlingswohnheim, Srečko wohnt noch immer da, die Schwestern leben schon mit ihren Eltern in einer Wohnung.

Der 16-jährige Srečko war schon einmal als Praktikant bei mir. Er ist talentiert und

sehr geeignet für das Frisörhandwerk, doch traumatisiert. Er ist erst seit vier Jahren in Deutschland und hat schwerste Lebensbedingungen hinter sich. Seine Eltern waren öfter von der Abschiebung bedroht. Sein größtes Problem ist das Durchhaltevermögen. Ihm fehlte beim letzten Mal fast die Hälfte des Praktikums. Auf Bitten seiner Lehrerin verkürzten wir die Arbeitszeit auf sechs Stunden. Eigentlich glaube ich, dass die Jugendlichen bei einem Praktikum Arbeit im vollen Umfang erleben sollen. Aber in diesem Fall ließ ich mich darauf ein. Srečko konnte ich gleich recht gut einsetzen. Besonders ältere Kunden mochten ihn, zu ihnen war er aufmerksam, half sofort

aus dem Mantel und begleitete sie an den Platz. Doch er hatte diesmal keine richtige Lust. Nach der halben Arbeitszeit hatte er Kopfwahl und wollte nach Hause. Irgendwann wurde mir das zu viel, ich verlangte ein ärztliches Attest, das klären sollte,

ob er überhaupt arbeitsfähig ist. Der Arzt bestätigte mir die Fähigkeit zur Arbeit.

Doch auch das nützte nichts, er arbeitete einen Tag durch, und am nächsten Tag kam er nicht. Klar, er braucht psychologische Begleitung, er hat auch eine sehr verständnisvolle Lehrerin. Aber ich habe das Gefühl, mehr Disziplin hätte ihn nur gut getan. Es gibt zum Beispiel keine Konsequenzen seitens der Schule, wenn er fehlt.

Die 15-jährige Gentia war fleißiger, allerdings nicht super begabt und motiviert. Nachdem ich ihr die Haare mit Farbe und Strähnen verschönerte, hat sie die letzten zwei Tage des Praktikums einfach verpasst.

Ihre Schwester Lindia ist ein liebes Mädchen, ein Jahr jünger und ganz anders. Sie hatte auch Schwierigkeiten mit der Fingerfertigkeit, doch man bemerkte gleich: Sie war sehr aufmerksam, hatte viel Ehrgeiz und gab sich große Mühe. Sie hatte Spaß bei der Arbeit und gern mit Kunden zu tun. Sie kam nie zu spät, wahrscheinlich, weil ihre Lehrerin an der Lessingschule strenger war als die der beiden anderen Jugendlichen, und Lindia anders auf die Arbeit vorbereitet. Die Schule sollte konsequenter das Durchhalten bei Praktika verlangen. Nach meiner Erfahrung ist Fürsorge und Konsequenz die beste Mischung.

Wenn Jugendliche mit solchen Problemen wie Srečko auf die Arbeitswelt losgelassen werden, was soll aus ihnen werden? Schon einen Arbeitsplatz zu bekommen, ist für sie sehr schwierig, und wenn sie einen gefunden haben: der Arbeitsalltag verlangt acht Stunden. Diese Jugendlichen sollen ihre Lehre nicht in einem Betrieb, sondern in einem geförderten Umfeld machen. Arbeitsstätten, wie z. B. ein Frisörsalon könnten helfen, dass begabte, aber schwierige Jugendliche ihre Lehrzeit machen können, um dann auf dem Arbeitsmarkt zu bestehen.

★ Die Namen wurden vom Autor geändert.

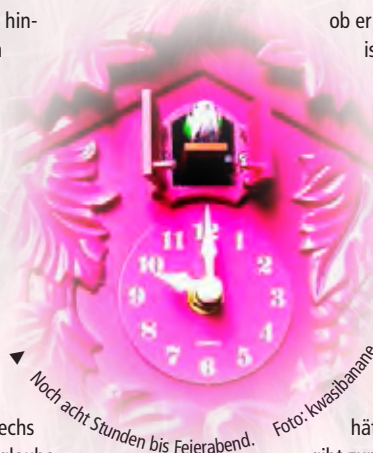


Foto: kwashanane



Hexenjagd auf Schwule und Lesben

Ist Deutschland ein sicherer Hafen?

Von Svetlana Boltovskaja

Zwei Russinnen erziehen zusammen ein Kind. Im letzten Jahr wurde es aus dem Kindergarten rausgeworfen, da ihre lesbische Beziehung bekannt wurde. Pawel, ein schwuler Arzt aus Nowosibirsk, erlebte Gewaltandrohungen. Christina, eine transsexuelle Frau aus Moskau, wurde noch als Schulkind diskriminiert. Lehrer schickten sie in die Psychiatrie. Sie wurde mehrmals brutal verprügelt, die Polizisten belustigten sich darüber statt zu helfen.

Die aktuelle russische homophobe Gesetzgebung beschleunigt diese Hexenjagd noch mehr. Im Juni 2013 verabschiedete die Duma das föderale Verbot der *Propaganda von nicht-traditionellen sexuellen Beziehungen gegenüber Minderjährigen*, das jegliche positive Berichterstattung über Homosexualität strafbar macht. Offen lebenden Homosexuellen drohen Geldstrafen und Haft. Dutzende brutale Morde an Schwulen und Transsexuellen wurden bereits gemeldet. Im Internet kursieren Hunderte Videos, auf denen Neonazis schwule Jugendliche und Erwachsene mit Urin begießen, beschimpfen und verprügeln. Die Polizei schweigt.

2013 wurde auch die Adoption von Waisen durch gleichgeschlechtliche Paare verboten und seit September 2013 liegt in der Duma ein neuer Gesetzentwurf vor, der vorsieht, homosexuellen Eltern das Sorgerecht für ihre leiblichen und adoptierten Kinder zu entziehen.

Die Situation in den anderen ehemaligen Sowjetrepubliken ist noch schlimmer. Der russischsprachige LGBT*-Verein Quateera betreut ehrenamtlich homosexuelle Flüchtlinge. Sein Pressesprecher Wanja Kilber erzählt: »Es geht bis zu korrektiven Vergewaltigungen, wenn Männer Lesben mit dem Gedanken vergewaltigen, sie dadurch zu »normalen« Frauen

zu machen. Solche Fälle sind uns aus der ehemaligen UdSSR bekannt sowie viele schlimme Geschichten aus Russland. Gesetzesvorschläge sorgen dort für Panik.«

Laut einer Entscheidung des EU-Gerichtshofs vom 7. November 2013 haben Homosexuelle EU-weit Anspruch auf Asyl, wenn sie auf Grund ihrer Sexualität in ihrem Land verfolgt werden. Pro Asyl spricht von einigen Hundert Fällen pro Jahr. Quateera bekommt eine Anfrage pro Tag und betreut jetzt 20 Fälle.

LGBT-Flüchtlinge werden laut Kilber oft »in eine tiefe Provinz, wo sogar unter deutschen Dorfbewohnern niemand Schwule kennt«, verteilt. Irgendwann kommt die Anhörung. »Oft übersetzt man falsch ohne schlechte Absichten, da die Dolmetscher mit der Problematik nicht vertraut sind. Einmal sagte ein Asylbewerber, er sei ein LGBT-Aktivist, aber der Dolmetscher übersetzte, er sei ein aktiver Schwuler. Das kann fatal sein.«

Ein anderes Problem ist die Situation in Asylheimen. Kilber erzählt: »Man darf nicht pauschalisieren, die meisten sagen, sie fühlen sich in Deutschland sicherer als zuhause, aber es gibt Grenzfälle, wenn sogar die Polizei nichts machen kann oder will, als ob Asylheime ein rechtloser Fleck wären. Manchen widerfährt dort noch Schlimmeres als in ihrer Heimat. Andere Flüchtlinge verfolgen und bedrohen sie. Während Lesben und Schwule alles tun, um zu verheimlichen, warum sie im Asylheim landeten, ist es vor allem für Trans-Personen schwer.«

Christina war wegen ihrer Verletzungen bereits schwer krank, als sie 2004 aus Moskau floh. Statt Zuflucht folgte eine lange Odyssee durch mehrere EU-Länder. Nach ihrer ersten Anhörung wurde sie in einem deutschen Asylheim

geschlagen und vergewaltigt. »Ich schrie, aber niemand kam mir zu Hilfe. Demütigend war es, als ich während einer medizinischen Untersuchung nackt vor zwei Polizisten stand, die meine schweren Prellungen fotografierten. Ich wurde nicht in eine Klinik gebracht, was man damit begründete, dass ich im Asylheim wohne und kein Recht darauf habe, obwohl mir schwindlig war und ich unter extremem Schock stand...«

Inzwischen haben Christina und Pawel Asyl. Das Frauenpaar mit dem Kind wartet auf eine Entscheidung. Wanja Kilber stellt fest: »Deutschland ist immer noch sehr unbarmherzig. Wir haben bisher nur zwei glückliche Fälle, zwei Abschiebungen konnten wir nicht verhindern, andere Fälle sind im Prozess.«

* LGBT: englische Abkürzung für: Lesben, Schwule, Bisexuelle und Trans (für Transgender und Transsexualität).

► www.quateera.de, www.queeramnesty.de

► »Herr Putin:
Stopp den Hass!«
Fotos: Svetlana Boltovskaja



Foto: kwasibanane



Lager statt Utopie

Ist die Erstaufnahmestelle gut für Freiburg?

Ein sozialer Modell-Stadtteil offen für Menschen aus verschiedenen Herkunftsländern und Schichten, unabhängig von Einkommen – das ist der Entwurf der *BasisInitiative Stadtquartier Schildacker* (BISS) für das frei werdende Gelände der Polizeiakademie. Doch die Pläne von Land und Stadt gehen in eine ganz andere Richtung: Auf dem Gelände ist ein Erstaufnahmezentrum für etwa 1000 Flüchtlinge geplant, die wenige Wochen später weiterverteilt werden sollen. Die *InZeitung* sprach über diese paradoxe Konkurrenz-Situation mit Lukas Bischof, einem Aktivist von BISS.

Was genau ist Ihre Vision und wie sieht diese der Gemeinderat?

Wir wollen das Stadtquartier auf dem Gelände der Polizeiakademie nach dem Modell des *Miethäuser Syndikats* bzw. einer Genossenschaft umsetzen: Gemeinsames Eigentum, das gemeinsam verwaltet wird. Wir wollen dauerhaft günstigen Wohnraum schaffen und nicht eine Entwicklung wie z. B. aktuell im Vauban und im Rieselfeld,

wo sozial gebundener Wohnraum nach einigen Jahren aus der sozialen Bindung herausfällt und die Miete dann nur noch für gut Verdienende bezahlbar ist. Außerdem vernetzen wir uns mit anderen Initiativen wie einem *Mehrgenerationenhaus* oder Projekten für ein *selbstbestimmtes Wohnen im Alter*. Auch die Bedürfnisse von geflüchteten Menschen haben wir von Anfang an mitgedacht. *Recht auf Stadt* heißt, dass alle Menschen in der Stadt ihren Platz haben sollen und sich entfalten können. Wir wollen mit geflüchteten Menschen aktiv zusammen leben – Tür an Tür oder in Wohngemeinschaften – und Strukturen schaffen, in denen sie ein selbstbestimmtes Leben führen können. Wir denken z. B. an ein Quoten-Modell, das vorgibt, wieviele Wohnungen an Geflüchtete vergeben werden müssen und an solidarische Mietmodelle. Teil der sozialen Infrastruktur von BISS soll das Rasthaus sein, das seit zwanzig Jahren eine Anlaufstelle für Geflüchtete ist und als Ort für Beratung, Sprachkurse und Treffpunkt dient.

Von der Stadt gab es dazu einige positive Stimmen u. a. von der Grünen Alternative und der UL, mehr aber auch nicht. Bei den Gesprächen kam oft eher zurück: Schöne Idee, aber utopisch. Uns geht es aber darum zu zeigen, dass man sich die Stadtentwicklung auch ganz anders vorstellen kann: selbstverwaltet, solidarisch sowie sozial und ökologisch nachhaltig. Das solche Projekte möglich sind, zeigen z. B. die großen Freiburger Syndikatsprojekte, die einige Millionen an Finanzierungsvolumen haben, wie z. B. S.U.S.I. im Vauban und das Grethergelände.

Wie stehen Sie zu den Plänen des Landes?

Wir kritisieren diese, nicht weil wir um diese Fläche konkurrieren wollen, sondern weil damit ein Lager wie in Karlsruhe geschaffen wird, von einem Zaun umgeben, mit einem kontrollierten Eingang. Die Landes-Erstaufnahmestelle in Karlsruhe ist total überlastet, es herrschen schreckliche Zustände, deshalb ist das Land an Freiburg herangetreten wegen weiterer Aufnahmestellen. Wir sehen diese Form der Unterbringung sehr kritisch, da sie nicht nur dazu dient, die Menschen aufzufangen und Hilfe zu leisten, sondern im Wesentlichen zur schnelleren Bearbeitung der Asylanträge führen soll. Diese Prüfung mündet dann häu-

fig in der schnellen Ausweisung oder Abschiebung der Menschen, ohne dass diese die Möglichkeit haben, sich Hilfe und Unterstützung außerhalb der staatlichen Behördenapparate zu suchen.

Wir haben ein Gegenkonzept zur gängigen Stadtentwicklung und Flüchtlingsunterbringung und wollen eine ganz andere Art von Zusammenleben mit geflüchteten Menschen etablieren – einen Gegenpol zu Verwaltung und Kontrolle durch staatliche Behörden.

Die Stadt ist vom Konzept der Erstaufnahmestelle natürlich angetan: Alles wird vom Land bezahlt und Freiburg muss dann keine Flüchtlinge mehr dauerhaft unterbringen. Freiburg tut sich in den letzten Jahren schwer damit, neue Unterkünfte zu schaffen und kann nur mit Containern für Flüchtlinge aufwarten, was auch ein Ergebnis der jahrelangen, völlig verfehlten Wohnraumpolitik der Stadt ist. Obwohl es Freiburg im Vergleich zu anderen Städten finanziell gut geht, kommt die Stadt ihrer Verantwortung, Geflüchtete menschenwürdig unterzubringen schon jetzt nicht nach und möchte in Zukunft ganz aus der *Anschlussunterbringung* aussteigen. Das finden wir etwas schäbig, eine menschenwürdige Behandlung von geflüchteten Menschen sieht für uns anders aus.

► www.stadtteilvonunten.de

Angebrüllt und zurückgedrängt

Ein Besuch im Aufnahmезentrum für Flüchtlinge in Karlsruhe

Von Anna Nym

Neulich war ich mit einem Freund, ich nenne ihn A., im Aufnahmезentrum des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge in Karlsruhe.

Als wir in den Hof an der Pforte vorbeiliefen, sahen wir zunächst zwei lange Schlangen: links eine für die Taschengeldausgabe und rechts eine zum *Asylantrag stellen*. Alle drängten sich gegen die Barrikaden vor dem Eingang, wo das Sicherheitspersonal, ausgerüstet mit

Schutzwesten und Elektroschockwaffen dafür sorgte, dass niemand unerlaubt ins Gebäude hineinkam.

Niemand konnte uns Auskunft darüber geben, wo wir den Asylfolgeantrag stellen sollten. Wir fragten in

einem Wohnheim bei einer Infostelle nach, sie wussten auch nicht Bescheid, aber wir trafen dort einen Bekannten, der mit uns wieder zum ersten Gebäude zurückkehrte, wo die Sicherheitsleute uns nach Inspektion der Papiere im Umschlag endlich durchließen.

So standen wir zwischen Eingang und Barrikade ohne zu wissen, wie lange wir warten mussten. Es gab ein großes Gedränge um den Eingang herum, alle versuchten irgendwie an den Sicherheitsleuten vorbeizukommen. Eine Frau wurde ohnmächtig, die Wächter holten einen Stuhl. Immer wieder wurden die Menschen in der Schlange angebrüllt und von den Wächtern zurückgedrängt, viele sahen kraftlos und ausgemergelt aus.

Wir wurden irgendwann von einem Sicherheitsmenschen in den zweiten Stock begleitet. Ab und zu kam ein Beamter im roten T-Shirt aus dem Büro und rief jemanden auf. Alle standen auf und versuchten zuerst dran zu kommen. Es wurde keine Reihenfolge eingehalten. Ich versuchte zwischendurch auf die Toilette zu gehen, sie war aber abgeschlossen. Wie ein Feldwebel rief

der Mann im roten T-Shirt A. endlich auf und fragte, ob er Deutsch könne. Als er ja sagte, durfte ich nicht mit rein.

Danach kam er wieder mit einem einseitigen Sprachtest. Dann bekam er einen orangenen Zettel und die Anweisung, um 13 Uhr wieder vor dem Eingang des Gebäudes zu warten.

Wir standen bereits um 12:45 Uhr wieder vor der Barrikade. Die Schlangen rechts und links waren etwas kürzer geworden. Derweil löste ein Migrant die Kette an der Barrikade und versuchte in das Gebäude hineinzugelangen. Er wurde zurückgeholt und verwarnet.

In der nun wachsenden Menge vor der Barrikade hielten manche orangefarbene Zettel und andere grüne Zettel in ihren Händen. Immer wieder machten wir darauf aufmerksam, dass wir eigentlich um 13 Uhr in den zweiten Stock gehen sollten. Nur Familien durften rein, nichts wurde erklärt. Um 13:30 Uhr kam der Mann im roten T-Shirt und fragte, warum wir nicht durchgelassen wurden. Es gab eine lange Diskussion mit den Sicherheitsleuten darüber.

Oben angekommen musste A. erstmal für einen anderen Migranten

übersetzen. Dann sollte er ins Erdgeschoss gehen für ein Foto und Fingerabdrücke. Wir liefen an einem Fenster vorbei und sahen hoch gestapelte Matratzen in einem Raum.

Da die Aufnahmestelle überfüllt ist, werden die Matratzen nachts in der Aufnahmehalle zum Schlafen ausgelegt. Die Halle war voll mit wartenden Menschen mit leeren, hoffnungslosen Blick ...

Danach bekam A. die Papiere, die ihn über den abgegebenen Folgeantrag erklärten. Eine Bestätigung darüber, dass er einen Folgeantrag abgegeben hat, soll er in Zukunft immer bei sich tragen. Ob und wann er Asyl bekommt bleibt eine offene Frage.





UnDenkbar?

»Perspektivwechsel: UnDenkbar« vom Freiburger Cargo Theater sorgte im Frühjahr und Sommer für sechs ausverkaufte Vorführungen im E-Werk.

Im »Perspektivwechsel« versuchten die 13 TeilnehmerInnen mit und ohne Fluchterfahrung aus Syrien, Frankreich, der Dominikanischen Republik, Afrika und Deutschland den Spieß umzudrehen: »Wohin würdest du gehen wenn in ganz Europa Krieg wäre? Was würden die Aufnahmelande in Afrika und Südamerika erwarten? Oktoberfeste oder eine Flut an Beschwerdebriefen?«

Mit Respekt vor den wirklichen Lebensgeschichten der Flüchtlinge, aber auch mit Fantasie und Humor widmen sich die Schauspieler vor allem der Zeit des Neuanfangs in einem fremden Land.

Die Texte, wie nebenstehender von Stephanie Guo, haben die Darsteller selbst geschrieben und gemeinsam in das Stück eingearbeitet.

▼ Fünf Personen pro Quadratmeter.

Das Cargo Theater.
Foto: Klaus Fehrenbach



Sehr geehrte Damen und Herren,

Mit diesem Schreiben möchte ich meinen Unmut sehr im Namen aller Asylantragsteller anlässlich der unerträglichen Bedingungen, denen wir tagtäglich im Zuge des Bearbeitungsprozesses ausgesetzt sind, zum Ausdruck bringen!

Zunächst einmal darf ich anmerken, dass ich bereits seit 122 Tagen acht Stunden auf die Fertigstellung meines Antrags warte. Laut der internationalen Verordnung zum Schutze Europäischer Flüchtlinge ist dieser Zeitraum jedoch schon um ganze zwölf Stunden überschritten!

Hinzu möchte ich folgende Missstände melden, die von einer profunden Unzuverlässigkeit und Ignoranz von Seiten der Behörde zeugen:

Ich erscheine jeden Morgen pünktlich zur von Ihnen angegebenen Öffnungszeit um acht Uhr, stehe jedoch jedes Mal vor den verschlossenen Türen Ihrer Behörde. Des Öfteren summiert sich meine Wartezeit auf bis zu zehn bis zehneinhalb Minuten!

Im Warteraum muss ich feststellen, dass die Sitzmöglichkeiten in dieser an eine Besenkammer anmutenden Räumlichkeit bei Weitem nicht den Standard erfüllen dürfte. Ich sehe hierin eine grundlegende Verletzung meiner persönlichen Rechte!

In diesem Raum warten ca. achtzig Personen auf eine Fläche von zwanzig Quadratmetern, das macht demnach fünf Personen pro Quadratmeter.



Dies verstößt nach meinen Kenntnissen gegen den international anerkannten Richtwert für die Unterbringung geflüchteter Menschen in Wartesälen!

Wie stellen Sie sich bitte im Ernstfall – sprich: Brand, Überschwemmung, Erdbeben, Meteoriteneinschlag, Atomunfall – die Gewährleistung der individuellen Sicherheit vor? Mir scheint als würden Sicherheitsrichtlinien konsequent ignoriert.

Dazu passt auch das Verhalten, welches die Beamten an den Tag legen. Nicht nur, dass sie etwa regelmäßig zu spät kommen: Auch beobachte ich sie ständig beim Pausieren, Kaffee trinken, rauchen, essen und konversieren. Im Regelfall machen sie auch noch früher Feierabend!

Hinzu kommt eine unerträgliche Hitze, die Klimaanlage ist mindestens seit einem Monat funktionsuntüchtig... Oder wie mir die Beamten versichern im *Standby-Modus*.

Angeboten wird zum kalten Kaffee nur Zucker, nicht einmal Süßstoff! Was geschieht bitte mit den Diabetikern?

Ich könnte noch seitenweise weiterschreiben, aber ich denke, Sie haben meinen Punkt verstanden, und bedenken noch einmal die entwürdigenden grundrechtsverletzenden Umstände, denen wir Wartenden hier ausgeliefert sind! Ich erinnere Sie daran: Die Würde des Menschen ist ein Super-Grundrecht!

Mit freundlichen Grüßen
Stephanie Guo!



Mit anderen lachen und weinen

Von Neriman Bayram

Das Kommunale Kino zeigt schon seit Jahren Filme zu Migration und Flüchtlingsthematik. Unser Publikum ist gemischt, es kommen Leute aus unterschiedlichen Herkunftskulturen. Wir zeigen viele Filme in Originalfassung mit Untertiteln, dies ist auch ein Angebot für diejenigen, die mehrsprachig sind oder nur über geringe Deutschkenntnisse verfügen. Deshalb war diese Initiative für uns so nahe liegend. Seit dem 1. Juli 2014 bietet das Kommunale Kino den Bewohnern von Flüchtlingswohnheimen freien Eintritt zu allen Veranstaltungen.

In der Regel haben Asylsuchende, die in Wohnheimen leben, noch keinen anerkannten Status und verfügen über wenig Geld. Daher wollen wir ihnen mit dieser Aktion die Teilhabe am kulturellen Leben erleichtern.

Im Juli zeigten wir »Das Dschungelbuch« – den Zeichentrickklassiker von 1967. Elf Kinder aus dem Flüchtlingswohnheim Bissierstraße kamen (mit der Initiative Weitblick) ins Kino und mischten sich mit den anderen Kindern.

Das Kino war voll, ich war auch mit meinem Sohn da. Im Kinderkino gehen viele Kinder mit, sie kommentieren und lachen, es geht emotional hoch her, so war es auch bei den Flüchtlingskindern. Sie waren nach dem Film ebenfalls begeistert. Ein Junge kam mit seiner kostenlosen Eintrittskarte zu meiner Kollegin, die das Kindersommerfest angekündigt hatte: »Ich bewahre diese Karte auf. Darf ich damit noch mal zum Kindersommerfest kommen?«

Wir wünschen uns eine Gesellschaft, in der Flüchtlinge willkommen sind, und kosmopolitische Orte, an denen Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Einwanderungsgeschichte möglich sind. Das Kommunale Kino würde sich freuen, wenn diese Aktion Nachahmer fände und Flüchtlinge, die sich nicht nur wohnlich im Abseits der Gesellschaft befinden, stärker ins kulturelle Leben der Stadt integriert würden.

■ Neriman Bayram ist Leiterin des Kommunalen Kinos
► www.koki-freiburg.de



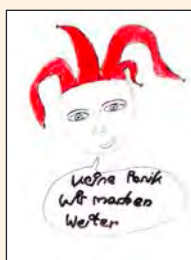
Die Stadt, in der ich lebe

Eine Reise der Klasse 6a ins mittelalterliche Freiburg

Von Carmen Luna

Die ZAUBER TRICK'S

Alison und Amelie sind auf dem Freiburger Markt und haben von dem Gaukler ein paar Tricks gelernt.



Die Stadt, in der man lebt, zu erkunden, war das Ziel eines Projektes, das in der Vigeliusschule II stattgefunden hat.

Alles begann an einem Montag morgen. Es sah nach Regenwetter aus. Aber das Wetter war auf unserer Seite und es hat nicht geregnet. Das Quiz mit 17 Schülern der Klasse 6a der Vigeliusschule II, aus unterschiedlichen Ländern und im Alter von 12 bis 14 Jahren, begann am Bertoldsbrunnen.

Der Ritter, der den Brunnen krönt, soll Berthold von Zähringen sein, der Gründer der Stadt Freiburg. Er blickt in Richtung Schlossberg, wo früher seine Burg stand. Frage: Warum ist die Burg nicht mehr da? So kamen weitere Fragen und viele kleine Anekdoten von Freiburg zur Sprache, wie die von den Wölfen, die man in der Konviktsstraße vom Wald her heulen hören konnte, oder von dem 285 Jahre alten Lindenbaum an Oberlinden, der gewiss auch viele Geschichten unter seiner Rinde verborgen hält.

Der Keller des Roten Bären, des angeblich ältesten Gasthofs Deutschlands, hat die Schüler restlos begeistert, sowie ein Freiburger Passant, dem sie am Bertoldsbrunnen begegneten, und der ihnen gute Tipps zur Lösung einiger Quizfragen gab. Sichtlich erstaunt waren sie, als sie erfuhren, dass der hilfsbereite Passant auch Bertold hieß.

Insgesamt hat das Projekt zwei Wochen gedauert und es war nicht immer einfach. Manchmal hat die Konzentration nachgelassen und trotzdem ist in der Zeit viel passiert.

Wir haben ein interkulturelles Spiel gespielt und Comics

zum Thema *Freiburg im Mittelalter* angefertigt. Die Schüler hatten eine Zeitreise in die Vergangenheit zu unternehmen, begleitet von einem Gaukler, einem mittelalterlichen Straßenkünstler. Argewan heißt Alison und Lisa heißt Amelie in ihrem gemeinsamen Comic. Mit ein paar Tipps des Gauklers lernen sie Messerwerfen und Feuerspucken, und das alles in der Großen Gasse, der heutigen Kajo, die zu jener Zeit die Marktstraße war. Sie haben beim Messerwerfen einen kleinen Unfall und ein Zelt fängt Feuer. Nicht so schlimm – trotzdem werden sie aus der Stadt vertrieben. Am Ende freuen sie sich, ins Jahr 2014 zurückzukehren. War alles nur ein Traum?

Am 26. September war es so weit: Der Tag der Ausstellungseröffnung! Um 11:30 Uhr hängen alle Comics an der Wand. Die eingeladenen Personen kommen nach und nach. Die Klasse 6a zeigt stolz ihre gemeinsam gefertigten Comics.

Das Gefühl für Freiburg ist sicherlich gewachsen. Bilanz der Klassenlehrerin, Christin Hauser: »Wertvolle Erfahrungen, gut gearbeitet, es hat Spaß gemacht«.

Mir ist klar geworden, dass die Stadt, in der man lebt, nach einigen Jahren zur zweiten Heimat wird. Selbstverständlich nur, wenn man weiß, dass man dort solange bleiben kann, wie man will. Das ist leider nicht bei allen Schülern in der Klasse 6a der Fall.

Es wäre wünschenswert, dass sich in unserer Stadt diese für viele Kinder und Eltern unerträgliche Situation ändert. Flüchten ist leider ein Teil der Weltgeschichte. Manchmal sind die einen, manchmal die anderen dran. Deswegen sollte jeder Mensch das Recht erhalten, zu leben und zu bleiben, wo er es wünscht, und jedes Kind das Recht, unbelastet von dieser Frage zur Schule gehen zu können.

■ Ein Projekt von Vor Ort e.V. in Kooperation mit der Vigeliusschule.

►► www.vorort-ev.de

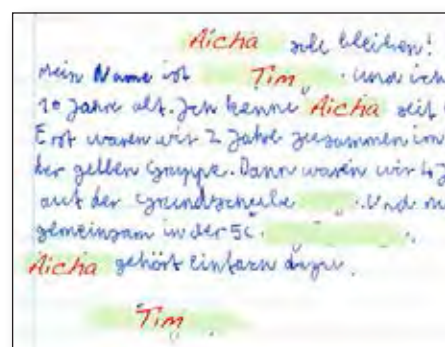
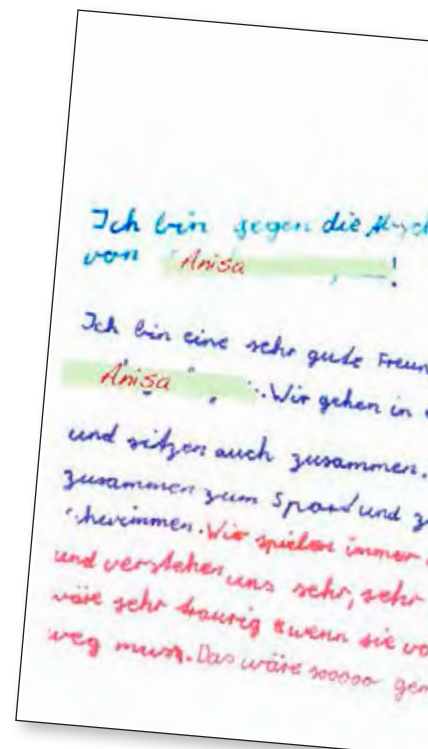
◀ Comic von Lisa Demiri und Argewan Fares Darwish



ENDE
2014

▼ Aus: »Passtcho« – eine Broschüre des Caritasverband für die Diözese Hildesheim.

Dr. Hans-Jürgen Marcus, Caritasdirektor im Bistum Hildesheim: »Diese Briefe sind allesamt echt, wir haben nur die Namen verändert. Jeder einzelne war adressiert an den Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen oder an die Niedersächsische Härtefallkommission, und jeder einzelne sollte unsere Regierung vor Scham im Boden versinken lassen.«





▲ Fußball ist ein guter Ausgleich. Foto: kwasibanane

Von Maria Greshake

Was ist für dich Kindheit, Larin (Name geändert), frage ich das 14-Jährige Mädchen, das mit ihren vier Geschwistern und ihren Eltern in einem Zimmer im Flüchtlingswohnheim der Bissierstraße untergebracht ist und regelmäßig am Fußball-Angebot für die Mädchen teilnimmt.

Wir besuchten gerade mit zehn Kindern als Ferienaktion das Aquarado in Bad Krozingen. Ob beim Rutschen, Springen oder Handstandmachen im Wasser – ihr Grinsen ist breit und ansteckend. Auf dem Fußballplatz erlebe ich Larin aber auch oft mit einem trüben und traurigen Gesichtsausdruck, wenn nur wenige Mädchen zum Spielen gekommen sind, wenn ich nicht ganz pünktlich bin oder wenn dann die Jungs mitspielen und nicht abspielen. Dabei ist sie eine durchaus lebhaft Person, emotional und resolut, aber auch tatkräftig.

Als wir vor einiger Zeit zusammen Döner machten, ermahnte sie alle Kinder vor dem »Kickern« erst aufzuräumen. Emsig, nachdem alles gespült und aufgeräumt ist, fegt sie den Boden und wischt ihn anschließend blitzsauber. Ich bin davon beeindruckt, wie sie die Anderen ansteckt mitzuhelfen.

Ich frage Larin, woher sie das Putzen so zügig und routiniert beherrscht. Empört entgegnet sie mir: »Zu Hause muss ich das immer machen«. Nur die Toilette zu putzen gefällt ihr nicht. Selbstbewusst und bekräftigend steht sie hinter

den Worten ihrer Mutter – die könne bei so vielen Kindern ja nicht alles alleine machen. Ich erinnere mich auch an das Turnier, das für die Jungs Anfang Juli im Wohnheim ausgerichtet

und ihrer Mutter gesagt, dass wir zusammen in die Stadt gehen. Wir freuen uns zusammen über den deutschen Sieg.

Bei einem von ihr spendierten Eis erzählt sie mir, wie es

westlichen und durch Selbstbestimmung geprägten Welt.

Am Abend begleitet sie mich auch noch zu einem Chorkonzert. Wir betreten einen vornehmen Raum mit Sektempfang und schön dekorierten Tischen. Ich erkläre ihr, dass Musikstudenten an diesem Tag ihre Eltern eingeladen haben, um ihnen die neu eingestudierten Stücke zu präsentieren. Immer wieder schaut sie mich an und muss lachen: Über das Latein, die gerührten Eltern und Caroline, die schon mal mit uns Fußball gespielt hat und in diesem Moment ein Solo singt.

»Nun, was ist Kindheit für dich Larin?« – »Man sollte viel mit Kindern unternehmen, damit sie einen Ausgleich zur Schule haben.« Nachdenklich werde ich und denke mir: Ja und ein kurzes Vergessen von fehlender Privatsphäre und den erdrückenden Nachrichten über ihre verschleppten Verwandten im Irak. »Und was willst du einmal werden?« Sie grinst. »Fußballerin«. Das ist der ganz große Traum vieler Kinder und Jugendlicher im Flüchtlingswohnheim. Dort sehen sie eine Chance für sich – ein Messen auf Augenhöhe. Es sind die Extreme von Realität und Traum, die darin sichtbar werden.

■ Maria Greshake ist Studentin für Politikwissenschaften, Sportwissenschaften und Katholische Theologie an der Universität Freiburg und Mitarbeiterin beim DRK und kick for girls
► sarah.oberfell@kick-for-girls.de
► Infos: www.kick-for-girls.de

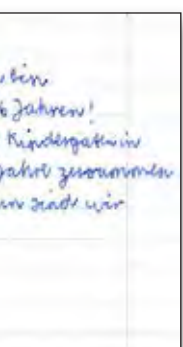
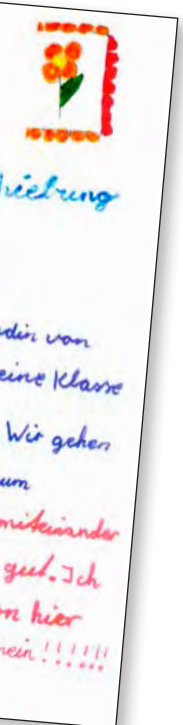
Was ist für dich Kindheit?

Zwischen Krieg und Frieden

worden ist. Immer wieder fragt Larin, wann denn endlich auch mal ein Turnier für die Mädchen ausgetragen wird.

Am Abend wird zur großen Enttäuschung der Kinder aufgrund des Wetters das geplante Public Viewing abgesagt und Larin fängt an zu weinen. Diese Reaktion kenne ich nicht von ihr. Sie schimpft auf ihren Vater: Er habe arabisches Fernsehen eingestellt und seitdem könnten sie kein deutsches Fernsehen mehr anschauen. Somit beschließen wir das Spiel zu zweit in der Stadt anzuschauen. Einverstanden bietet sie mir ihre Dusche an und gibt mir Duschutensilien. Sie fragt mich, wieso ich das Wasser zwischendrin ausmache. Sie würde es immer genießen so lange wie möglich unter heißem Wasser zu stehen – ich grinse ihr zustimmend zu. Sie hat sich in der Zwischenzeit geschminkt

ist mit ihren Geschwistern auf so engem Raum zusammen zu leben. Sie müssten viele Kompromisse eingehen. Ihre älteste Schwester muss morgens um sechs Uhr aufstehen und will abends als Erste schlafen. Es gibt dann Streit, wann das Licht ausgemacht wird, über den Rummel im Zimmer und natürlich mit den Brüdern. Ihre Schwester würde sich morgens lange schminken und sei sehr hübsch. Aber sie dürfe keinen Freund haben, erzählt Larin. »Und?«, frage ich, »fällt ihr das schwer?« Das sei halt so, antwortet Larin. Auch für sie selbst sind Jungs häufig ein Thema und sie legt viel Wert auf ihr Äußeres. Ich stelle mir dies sehr schwierig vor: Konfrontiert zu sein mit der Heimatkultur der Eltern – ihren Ansprüchen, Werten, Haltungen und auf der anderen Seite dem Fußfassen in dieser



Wie ein Feindbild konstruiert wird

Ein Interview mit dem Strafrechtler und Kriminologen Roland Hefendehl

Das Gespräch führte Johanna Wintermantel

»Über die Tätergruppe, über ihre Verbindungen weiß man noch wenig. Fest steht nur: Die Zahl der minderjährigen Flüchtlinge ist stark gestiegen.« – Das ist ein Zitat aus einem Artikel in der Badischen Zeitung. Was sagen Sie zu dem Zusammenhang, der da hergestellt wird?

Roland Hefendehl (RH): Es ist ein wenig überraschend, dass von Tätern gesprochen wird. Es geht nicht um Täter, sondern es geht um Personen, bei denen die Polizei einen Tatverdacht hegt – der sich dann auch im Laufe der Zeit als haltlos herausstellen kann. Das ist die erste Ungenauigkeit. Das zweite Problem ist dasjenige, dass hier Begriffe miteinander vermischt werden: Täter auf der einen Seite, minderjährige Flüchtlinge auf der anderen Seite. Hier stellen sich zwangsläufig Assoziationen ein, diese beiden Begriffe hätten etwas miteinander zu tun. Die Presse spielt ja auch gerade mit derartigen Assoziationen. Auf diese Art und Weise entsteht ein politisch-publizistischer Verstärkerkreislauf, der die Sache in meinen Augen erst zu einem Problem werden lässt.

Die Polizei formuliert es in einer Pressemitteilung so: »Als Täter kommen häufig, aber nicht ausschließlich männliche Flüchtlinge aus dem nordafrikanischen Raum in Betracht.« Eine Teilgruppe der mutmaßlichen Täter wird genauer definiert, wäh-

rend die übrigen mutmaßlichen Täter im Unbestimmten belassen werden. Welche Wirkung kann das haben?

RH: Wenn diese Personengruppe besonders hervorgehoben wird, wird man in Zukunft – das kennt man aus zahlreichen empirischen Untersuchungen – auf diese Gruppe genauer schauen. Und man wird auch Straftaten finden. Denn insbesondere bei Jugendlichen ist als strafbar deklariertes Verhalten ubiquitär und episodenhaft. Das heißt, jeder Jugendliche begeht Straftaten, und in der Regel ebbs das dann im Laufe der Jahre ab. Wenn man den Fokus nicht auf diese Personengruppe richten würde, sondern beispielsweise auf Jugendliche, die in einem gediegenen Viertel zu Hause sind, würde man auch hier Delinquenz finden. Verdächtigen wir männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund, werden wir fündig wie bei jeder anderen Personengruppe auch. Durch diese Fokussierung wird also das Problem erst konstruiert.

In der Berichterstattung werden immer wieder auch gewalttätige Raubüberfälle hervorgehoben. Und später wurde auch noch das Thema Handel mit harten Drogen ins Gespräch gebracht. In Bezug auf Diebstähle soll die Polizei einige mutmaßliche Täter gefasst haben. Bei den Raubüberfällen hört man das noch nicht; es heißt nur, dass in Richtung dieser Tätergruppe ermittelt werde, und der Zusammenhang der Drogendelikte mit dieser Tätergruppe, die nun im Fokus steht, ist noch ganz unklar.

RH: In der Tat ist eine Situation entstanden, in der alles in einen Topf geworfen wird, nämlich sämtliche Verdachtsfälle und sämtliche Gerüchte, die in letzter Zeit aufgetaucht sind. So wird aus einem gemeinsamen Vorgehen in einem ersten Schritt eine Bande konstruiert und in einem zweiten Schritt wird sogar manchmal organisierte Kriminalität daraus. Das Abziehen wird in jedem Falle als Raub deklariert. Das ist eine beliebte Skandalisierungsmethode. Ich würde darin nicht eine beunruhigende Bande sehen, sondern es handelt sich wiederum um typisch jugendliches Verhalten, dass man sich in einer Peergroup aufhält und aus dieser Peergroup heraus Straftaten begangen werden. Weil eben Straftaten dort begangen werden, wo Menschen sind – auch am Stühlinger Kirchplatz.

Die besagte Gruppe junger, nordafrikanischer Flüchtlinge wurde als besonderes Problem für die Freiburger Sicherheit dargestellt. Jedoch führt die Freiburger Polizei laut eigener Aussage keine Statistik über die Nationalität von Verdächtigen. Wie kann die Polizei überhaupt zu der Aussage kommen, dass diese Tätergruppe ein besonders schweres Gewicht gerade in Freiburg hätte?

RH: Das ist eine Stigmatisierung, der Prozess des Labelns. Man sieht eine bestimmte Person, man schreibt dieser Person eine andere Nationalität zu, weil sie vielleicht anders aussieht als man selbst, als derjenige, der

eben diesen Tatverdacht äußert, und auf diese Art und Weise schreibt man seine Vorurteile dieser Situation zu. So wird nicht nur das Problem konstruiert, sondern gleich auch der Träger des Problems, also etwa der Tunesier oder der Marokkaner.

■ Roland Hefendehl ist Professor am Institut für Kriminologie und Wirtschaftsstrafrecht an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

... Grün-rotes »Gutmenschentum« holen Kriminelle aus aller Welt nach Deutschland ...

... man könnte die minderjährigen Täter vielleicht bitten, ihre Raubüberfälle zukünftig im Vauban auszuführen ...

... Zivilcourage und Zusammenhalt unter uns Deutschen gibt es im Notfall so gut wie nicht ...

▲ Onlinekommentare in der Badischen Zeitung vom 19. April im Vorfeld der Freiburger Gemeinderatswahlen als Reaktion auf den Artikel des Redakteurs Joachim Röderer.

▼ »Typisch jugendliches Verhalten.« Foto: kwasibanane





▲ Sie sind Fußballfans, sie sind Ultras. Das haben sie gemeinsam, Reda, Marius und die Anderen.

Foto: privat

Ein Flüchtlingsjunge als Medienstar

Ein Interview mit Reda von SF Eintracht Freiburg

Von Viktoria Balon

Er war schon im Radio, im Fernsehen, gab bereits zwei SWR-Interviews, war in den ARD-Tagesthemen... Erstmal sagte er, es sei ihm zu viel. Dann aber klappte es doch, Reda auch für ein InZeitung-Interview zu gewinnen, und so trafen wir uns mit ihm und seinem Freund Marius in einem Eis-Café. Er fing unser Gespräch selber an:

»Der SWR Journalist hatte mich gefragt: ›Welche Perspektive hast du?‹ Die deutschen Jugendlichen kennen sie. Sie haben ihre Eltern und viele Chancen. Aber ich und die anderen Jungs wie ich wissen nichts über unsere Zukunft. Ich weiß nur, was ich machen muss. Ich will hier bleiben in Deutschland, ich muss in die Schule gehen. Und ich mag es auch, ich bin in der achten Klasse, in einer richtigen Klasse, an der Karlschule. Ich werde den Realschulabschluss machen. Ich habe Glück: Andere müssen in spezielle Schulen für Ausländer gehen.«

Wäre es in Marokko anders mit deinen Perspektiven?

»Wenn ich Geld hätte, ja. Aber meine Familie ist arm. Seit ich zwölf bin, lebe ich nicht mehr bei meiner Mutter, sondern in Casablanca bei meiner 70-jährigen Oma. Und mit 14 bin ich abgehauen nach Europa.«

Wieso?

»Viele Jungs aus meiner Straße sind nach Europa gegangen, sogar Jüngere als ich: Casablanca hat ja einen Hafen. Ein Bekannter hatte mir gesagt: Von Tanger geht es schneller als von hier – du bist in 15 Minuten in Spanien, das wollte ich auch probieren. In Tanger versteckte ich mich unter einem LKW, hinter den Reifen gibt es einen Hohlraum, da habe ich mich reingelegt. Beim Fahren bebte alles, die Räder waren so nah. Jeden Moment dachte ich: Jetzt sterbe ich! Ich wollte zurück und konnte nicht, ich schrie stop, stop, aber niemand hörte

mich, der Laster fuhr weiter. Nur auf dem Schiff konnte ich kurz raus. Alles tat weh: Hände, Schultern, Hals. Es dauerte insgesamt etwa sieben Stunden: auf dem Parkplatz, die Fahrt, dann auf der Fähre und auf dem Parkplatz in Spanien – bis mich dort die Polizei gefunden hat, die die LKWs von unten kontrollierte.«

Hast du dich allein gefühlt in Spanien?

»Sehr, und ich hatte viel Angst und wollte nur zurück. Immer habe ich geweint: Wo ist meine Mutter, meine Großmutter. Was mache ich hier? Ich habe Oma angerufen, sie hat nur geweint. Die älteren Jungs dort im Heim haben gesagt: Hab Geduld, in Marokko gibt es keine Hilfe, kein Geld, in Marokko ist es schlecht, du musst hier bleiben, die Leute hier helfen den Jungs. Und eine Betreuerin sagte zu mir: Du bist noch zu klein, du darfst noch nicht zurück. In diesem Heim in Spanien blieb ich nur einen Monat, ich hatte keine Freunde dort, nur mit einem hatte ich Kontakt, mit dem ging ich nach Madrid. Dann allein weiter, über Frankreich, Italien, dann über die Schweiz. Ich wollte nach Schweden, weil in den anderen Ländern gab es keine Hilfe: Ich musste auf der Straße schlafen. Die Polizei entdeckte mich im Zug in Freiburg – und so bin ich nach Herbolzheim in eine Pflegefamilie gekommen.«

Was ist dein Traum?

»Ich will beim SC Freiburg spielen. Vom Sport her kann es klappen.« Sein Freund Marius stimmt zu: »Alle wollten ihn, Offenburger und Bahlinger Vereine – nachdem er beim Herbolzheimer Team 28 Tore gemacht hat in elf Spielen. Und beim SC kennen sie ihn auch schon, aber die Mannschaft war voll, da haben sie gesagt, geh zu SF Eintracht Freiburg.«

»Ich habe von klein auf immer Fußball gespielt. Dort in Herbolzheim jonglierte ich in einem Stadion mit einem Ball, den ich bei meiner Pflegefamilie gefunden hatte, und der Trainer

hat mich gesehen und sagte: Komm nächsten Donnerstag zum Training. So habe ich angefangen für sie zu spielen, als Stürmer. Jetzt bin ich im linken Mittelfeld. Eintracht Freiburg ist in derselben Liga wie eine SC-Mannschaft, sie arbeiten zusammen. Jetzt habe ich drei Mal in der Woche Training, aber ich trainiere jeden Tag auch noch allein: an der Dreisam, im Fitnessstudio.«

Hast du auch andere Interessen?

»Parkour – so ein Sport, wo man von Wand zu Wand springt. In Marokko in der Schule habe ich einmal Theater gespielt, und hier mit anderen Jungs vom Christophorus-Jugendwerk in Oberrimsingen haben wir einen Film gedreht und selbst mitgespielt. Mein Hauptinteresse ist aber doch im Stadion: Ich war schon in Marokko bei den Ultras.«

Das haben sie gemeinsam, er, Marius und die Anderen, sie sind Fußballfans und Ultras. Für den 23-jährigen Marius ist das keine Betreuung und auch kein Projekt. Er kennt Redas Freunde – und umgekehrt. Sie treffen sich alle, sitzen an der Dreisam, kochen zusammen, gehen ins Fanprojekt.

»Marius ist mehr als ein Freund – ein Bruder. Auch in Marokko hatte ich keine so guten Freunde, er hat so viel für mich gemacht.«

Wie habt ihr euch getroffen?

»Beim Fußball-Turnier vom Fanprojekt gegen Rassismus. Ich war dort mit der Karlschule, wir waren die Ersten!«

Und man sagt, Fußballfans sind oft rassistisch?

»Das geht nicht! Ultras – Rassisten?! Auf Arabisch oder Französisch hätte ich gesagt, mir fehlen die Wörter.«

Und wenn wir schon über Vorurteile sprechen: Dass die minderjährigen Flüchtlinge klauen, stimmt das?

»Ich weiß nicht, wieso diese Jungs das machen. Es gibt nicht nur in Freiburg, sondern auch in Spanien, Italien, Frankreich und Marokko, überall gute und nicht gute Leute. Das sind hier ein paar, wahrscheinlich drei bis vier Jungs, die das machen, wegen denen denkt man jetzt schlecht über alle Nordafrikaner. Deshalb habe ich mich für sie im SWR entschuldigt: Ich will nicht, dass die Menschen sagen, die Jungs aus Marokko klauen – ich bin auch aus Marokko.«

Du bist ein begabter Fußballer, und bei dir klappt deswegen alles. Was denkst du passiert mit den anderen Jungs, die auch unter vielen Gefahren hierher gekommen sind? Werden sie mit 18 abgeschoben?

»Wir sind acht Personen in der Christophorus-WG in der Kartäuserstraße. Wir haben gute Zimmer, nette Betreuer, ein gutes Leben. Viele haben kein Glück wie ich: Fußball, Freunde, gute Schule. Das stimmt. Aber sie haben auch ihre Talente, z.B. ein Kollege kann sehr gut kochen, er macht eine Ausbildung dazu, ein anderer aus Ghana macht jetzt eine Ausbildung zum Schreiner. Ich kann nicht glauben, dass sie zurück müssen.«



Foto: kwasibanane



»Migrant Writing« ist im englischsprachigen Raum schon lange ein Schlüsselbegriff der zeitgenössischen Literatur. Im deutschsprachigen Raum gewinnt »Interkulturelle Literatur« zunehmend an Bedeutung.

»Unvergessenes Kino, Unvergessliche Stars« ist ein Wien-Roman, eine Liebesgeschichte zwischen der Ukrainerin Lana und dem Wiener Theaterregisseur Karl, der mit Maria verheiratet ist. Die Entstehung dieses grotesken und lyrischen Buches ist ungewöhnlich: Die Autorin hat den

russischen Schriftsteller Sergej Spirichin aufgesucht, damit er ihre Geschichte aufschreibt. Sie erzählt sie an den Orten ihrer Liebe und zeigt ihm ihr Wien. Der Roman wurde auf Russisch veröffentlicht, die Auszüge dürfen wir hier anbieten noch bevor er ganz ins Deutsche übersetzt ist.

Abend in Wien. Herbst. Zuerst entblättern sich die Kastanien, ihr Laub färbt sich braun. Die Kastanien entledigen sich ihrer Früchte, die herabfallen und mit dumpfem Knall aufschlagen. Glänzende Samen, Nüsse, glatt und warm, wenn man sie in der Hand trägt. Heiss, wie aus gerade eben geschmolzenem Eisen. Man füllt sie in Papiertüten zu je sechs Stück. Mehr als drei kann man nicht essen. Übersättigt durch Kastanien, auch wenn man seit der Früh nichts gegessen hat.

Allein ich bin unersättlich.

Schlanke Beine, sanfte Gesten. Das zieht Frauen und Männer an. In diesem Sommer ging ich jeden Tag ins Kino. »Unvergessliche Filme, unvergessene Stars«. Das, was sich immer Popularität erfreut, der Kitschanteil ist unbegrenzt. Aber ich meide ihn nicht, worüber kann man sonst noch so süß weinen, wenn nicht über die Diva, die schöne Verführerin, vor langer, langer Zeit, vor dem Krieg...

Manchmal weinte ich einfach wegen des Ratterns der Filmrolle, wegen der unvermeidlichen und bereits unausbleiblichen weißen Streifen auf der Leinwand.

Weinst du einmal, so weinst du. Einmal trat der komische Fall ein, dass ich zwölf Stunden ohne Unterbrechung weinte und meine Umwelt immer mehr verwunderte: über soviel bittere Flüssigkeit muss man einmal verfügen, über soviel Salz des Ozeans! (irgendwie erzähle ich das).

Und als bereits alle Kastanien abgefallen waren, saß er da, mein Karl, neben mir. Und plötzlich – ein Kuss, der wie ein Vorbote von den Korallenmündern fliegt. Wir tauschten den ersten Kuss. Seltsam: wir zu zweit, der Kuss allein... »Weine nicht, mein Kind«, sagte er damit.

Ich sage es Karl, als wir einander, wie vereinbart, auf der Halde neben seinem Haus treffen: er war für 15 Minuten aus dem Haus gegangen, angeblich, um Zigaretten zu holen. Ich stehe mitten auf der mit Melde, Pastinaken, einer mächtigen Vergangenheit wild überwachsenen Halde an der Stelle eines abgerissenen Hauses, das nicht alle seine Geheimnisse, Unlösbarkeiten und Verbrechen mit sich nehmen konnte, wie eine wunderbare Vogelscheuche stehe ich da, mit Schleifen, Zöpfen, die Arme nach Westen und Osten ausbreitend, die Leere der Halde umarmend, diese Fata Morgana, dieses Phantom, dieses unausweichliche Futurum des Lebens.

Unvergessenes Kino, unvergessliche Stars

Auszüge aus dem Roman von
Lana Berndt und Sergej Spirichin

– Bist du das?
– Still ... ich lausche meinem Herzschlag. Horch!
– Lana, wir haben nur 15 Minuten.
– Ich möchte sie kennenlernen.
– Wen?
– Maria.
– Nein.
– Wir werden zu dritt leben, ich werde ein Stück Brot ins Haus bringen.
– Nein.
– Ich werde sie an deiner Stelle lieben, wenn du schläfst, wenn du wegfährst, wenn du sie betrügst.
– Das ist unmöglich.
– Ich werde für sie Lieder singen, wenn sie traurig ist, auf der Lyra spielen.
– Sie hat CDs.
– Ich werde mit ihrer Tochter Aufgaben machen, Englisch lernen ...
– Ihre Tochter ist schon lange verheiratet. Es geht ihr gut auch ohne Englisch.
– Ich werde ihr Dostojewski auf Russisch vorlesen.
– Sie hat ihn bereits auf Deutsch gelesen.
– Dann Gogol auf Ukrainisch.
– Sie liest ihn erneut auf Französisch.
– Ich werde Staub wischen, die Fenster putzen, die Speisen auftragen.
– Sie hasst Sklaventum.
– Sie wird mir ihre Bitterkeiten erzählen, wir werden dich gemeinsam hassen.
– Sehr interessant. Dann muss ich mir eine andere Lana suchen, vor euch davonlaufen auf die Halde, unter dem Vorwand, ich sei Zigaretten holen gegangen, wo wir doch zu Hause bereits ein ganzes Arsenal an Zigaretten haben.
– Ich bin einverstanden.
– Womit?
– Dass du von uns auf die Halde weggelaufen wärst, und wir auf dich gewartet und geweint hätten.
– Aber wir leben ja nicht in Saudi-Arabien, das ist nicht Südafrika, wir befinden uns im katholischen Österreich unter gotischen Domen. Jesus Christus und Lykurg haben uns die monogame Familie hinterlassen.
– Gut, du verfügst ja über Beziehungen. Verlange, dass Schröder und Klestil die Gesetze ändern.
– Gut, ich spreche mit dem Kanzler.

– Wann?
– In den nächsten Tagen.
– Beeil dich.
– Gut.
– Sonst droht deiner einzigen Ehefrau Gefahr.
– In welcher Hinsicht?
– Sie erlebt den Gesetzesbeschluss womöglich nicht.
– Ja, aber solche radikalen Gesetze bedürfen jahrtausendelanger Vorbereitung.
– Umso schlimmer für die einzigen Ehefrauen und die Jahrtausende.
– Was hast du vor?
– Orangen.
– Welche Orangen?
– Spanische.
– So.
– Hat sie gestern im Billa spanische Orangen gekauft?
– Spionierst du ihr hinter her? Ha?
Was ist in den Orangen?
– Arsen.
– Ha, ha. Sie hat diese Orangen bereits gestern gegessen.
– Nur in einer. Hier ist die Spritze. Schnell wählte er die Nummer:
– Maria, das Geschäft ist geschlossen.
Hör zu, die Orangen in der Schale, rühr sie vorerst nicht an, keine einzige, ich brauche sie, ja, für eine Performance, für ein Video, ja, ja, Ballett mit Orangen, mit Elementen zum Jonglieren, iss keine einzige davon, ich weiß, wie viele es sind, ja, ja, warte, bis später.
– Siehst du, wie sehr du sie liebst.
– Natürlich ... Du bist natürlich eine großartige Schauspielerin und trickst jeden aus, aber manchmal, entschuldige, übertreibst du es ganz schön ... und bist unberechenbar. Diese Orangen ... Na, stell dir vor: jemand hätte von deinen Absichten erfahren, von deinen erpresserischen Drohungen (auch wenn sie nicht ernst gemeint sind), man hätte dich angezeigt, gefasst, verurteilt, einen Monat lang eingesperrt und jetzt – diese Szene: du hinter Gittern in hölzernen Schuhen, kurz geschoren, in gestreifter Jacke! Ist das etwa schön? Du bist doch modern, modisch, klug!
– Einen Monat? In gestreifter Kleidung? Das hat Stil. Warum nicht? Wir machen Fotos, verkaufen Sie an das

MOND-Magazin. Du wirst mir Essenspakete bringen.

– Du liebe Güte, Lana! Du hast sogar an mich gedacht? Nach dir sperrt man auch mich noch ins Gefängnis, dafür dass ich dich nicht aufgehalten habe, aufgrund eines Komplotts...

– Genau! Ich habe immer davon geträumt, mit dir lebenslänglich in einer Zelle zu sitzen, Karl, auf einem elektrischen Stuhl.

Am Weihnachtsabend sind die Christbäume auf den Weihnachtsmärkten bereits gegen 19 Uhr zu nichts mehr Nütze. Mit abgesägten Ästen werden sie auf einen Haufen geworfen, damit niemand sie kostenlos bekommt. Zwergenhafte alte Weiblein mit unklarem Schicksal wühlen in den Abfällen und wählen Zweige zum Schmücken ihrer Kämmerchen aus. Jene, die mehr getrunken haben, als Wasser die Donau hinabfließt, ruhen sich direkt auf diesen Tannen aus, wie in Bärenhöhlen. Ihnen geht es gut. Nadelwaldduft, Märchenwald. Wenn sie in der Früh aufwachen, werden sie etwas haben, an das sie sich das ganze Jahr erinnern werden können. Die Lokale sind geschlossen, nur in den chinesischen Restaurants brennen die Lampen, rötliches Licht. Dort feiern, unbekannt was, Heiden und Leute, denen egal ist, was sie feiern.

In der Taborstraße 24, Stiege zwei ist Party – ein Künstlerfest, ein Bacchanal. Kostümierte Schatten in Turbanen, Kronen, Hirschgeweihen oder einfach Glatzköpfe hüpfen vor den Fenstern. Sie trinken Wein aus Flaschen und zünden sich an Kerzen Haschizigarren an. Das sind die Glückspilze. Sie tanzen ausschließlich zu einem Cocktail jüdisch-indisch-zigeunerischer Musik Asasellos. Keiner von ihnen hat eine Heimat. Klare Identität und Grenzen kennen sie nicht. Der Junge mit den schweren schwarzen Schuhen ist eigentlich eine scharfsinnige Dame. Unter dem hochgeschlossenen Übermantel verbergen sich zwei Liebhaber. Alle sind vollkommen entspannt. Nur Tratsch, Scherz und Verkehrungen.

Und eine volle Schale Heringspastete!

■ **Lana Berndt**: geboren in Lemberg, Ukraine, österreichische Filmemacherin, Autorin und Übersetzerin; **Sergej Spirichin**: Petersburger Schriftsteller, Andrei-Bely-Preisträger 2004, Performancekünstler, lebt und arbeitet in Wien.
■ Übersetzerinnen aus dem Russischen: Valie Göschl und Christa Wendt.

Manana Baramidze stammt aus Georgien, ist Kultur- und Geschlechterwissenschaftlerin. Sie lebt seit 2002 in Freiburg, hält sich oft zu Verwandtschaftsbesuchen und Forschungszwecken in Griechenland auf und würde am liebsten das Wort »Heimat« ermor-

den. Sie schreibt gerne über die Bruchstücke des täglichen Lebens. Wie der Wiener Geschichte auf der gegenüberliegenden Seite liegt der Erzählung »Fryk« die Begegnung zweier Menschen zugrunde, die aus demselben Ex-Imperium stammen, aber erst durch ihre Migration eine

gemeinsame Sprache finden – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne – und eine kreative Freundschaft aufbauen können.

Viel Spass bei der »Migrant Writing«-Lektüre aus Freiburg.



Fryk

Eine Erzählung
von Manana Baramidze

Der Klingelton von meinem Handy ist verdammt hässlich. Ich kann es nicht umstellen. Wenn ich einen anderen Klingelton einstelle, einen von fünf, die mir zu Verfügung stehen, klingelt mein Mobiltelefon gar nicht mehr. Es verstummt, als wäre es beleidigt, verschluckt seine Zunge und lässt mich im Stich. Da ich fast nie Guthaben auf meiner Prepaidkarte habe und dementsprechend die Menschen, die mich anrufen und die ich nicht höre, nicht zurückrufen kann, lasse ich diesen einzigen funktionierenden Klingelton an.

Gestern Vormittag, als ich im Drogeriemarkt versuchte, eine teure Granatapfelbodycreme zu klauen, (Granatäpfel sind gerade sehr in, also klaue ich eben diese Granatapfelbodycreme) klingelte mein Handy so stark, dass ich für einen Moment glaubte irgendwelchen Sicherheitsalarm ausgelöst zu haben, ich sah mich schon im Flugzeug sitzen und nach Georgien abgeschoben. Ich begriff jedoch sehr schnell, dass es nur mein mobiles Mich-und-andere-terrorisieren-Gerät war. Fryk rief an.

»Manana. Chivo ti sdelaesh! Ti rabotaesh, uchish ili chivo?« – »Manana, was machst du?! Du arbeitest, lernst oder was?!« – schreit er wie immer ins Telefon.

»Fryk, ja je tebia skazala, shto ja bal-naia, ja ne magu rabotaz, menia 3 ope-razia paslednie 2 mesiaz bili. I utschoba ja julia akanchalas. Sto raza ja tebia eta je skazala!« – »Fryk, ich habe dir doch bereits gesagt, ich bin krank, ich kann

nicht arbeiten, ich hatte in den letzten zwei Monaten drei Operationen. Und das Studium hab ich doch schon vorletztes Jahr im Juli abgeschlossen. Jetzt haben wir September. Hundertmal habe ich dir es schon gesagt!« – schreie ich zurück.

Ich und Fryk, wir schreien immer, schreien könnte man das auf Deutsch nennen. Wir nennen das reden. Fryk ist Kurde, Jesid, aus Armenien und 61 Jahre alt. Ich bin eine versittete Georgierin, längst keine Jungfrau mehr und dabei erst 30. Keine Ahnung ob das Wort versittet im Deutschen existiert. Aber ich finde so was sehr passend zu mir. Wir mögen uns, wir streiten nicht, wie das viele Menschen denken mögen, die zufällig unsere Gespräche mithören. Wir reden Russisch miteinander. Längst stellten wir, Fryk und ich, fest, dass die Russen manchmal unser Russisch nicht als Russisch einordnen können. Das interessiert uns aber nicht besonders. Wir können uns blendend austauschen mit Hilfe der russischen Sprache. Hoch lebe der sowjetische Sprachimperialismus, sonst würde ich Fryk nicht so gut kennen.

Ich und Fryk reden oft. Und nachdem wir geredet haben, fühlen wir uns gut, frei und leicht.

»Xorosh, xorosh, ja zabil, starih mujek. Telo kaputt, Kopf kaputt!« – »Gut, gut, ich hab's vergessen, alter Mann, Körper kaputt, Kopf kaputt!« – Fryk dreht einen Ton lauter und lacht herzlich.

»Wseravno tebjja Kopf kaputt!« – »Jedenfalls ist dein Kopf kaputt!« – auch ich werde einen Ton lauter.

»Manana slushai, chivo ti zavtra desit chisov sdelaesh?! Est u tebjja vremena?!« – »Manana, hör zu, was machst du mor-

gen um neun Uhr?! Hast du Zeit?« – Die Lautstärke bleibt vorerst konstant.

»Ja nichevo ne sdelaui. U menia est vremena!« – »Ich mache nichts. Ich habe Zeit!« – Ich versuche ein wenig ruhiger zu werden, da ich merke, dass Fryk in Not ist und meine Hilfe braucht. Ich möchte ihm seine Angst nehmen und signalisiere so meine Startbereitschaft.

»Eto scheiss Arbeitsamt, u menia tam termin jest zavtra. Ja pismo poluchil. Ne znaiu chiwo ani xotiat. Ti moresh tam iti samnoi?« – »Dieses Scheiß-Arbeitsamt, ich habe einen Brief bekommen, habe nicht verstanden was sie wollen, kannst du mitkommen?!« – Die Lautstärke wird einen Tick höher, dadurch merke ich, dass Fryk keine Angst mehr hat.

Fryk kann sehr wenig Deutsch, er versteht kaum etwas davon, was in dem Haufen Briefe steht, die er vom Arbeitsamt, Landratsamt, Landgericht, von Kliniken und Anwälten bekommt. Ich verstehe zwar auch nicht immer, was sie alle von ihm wollen, aber tue so, als ob ich alles im Griff hätte, um Fryk zu beruhigen.

»Ti ni znaesh pachemu ani xatiat tebe widit Fryk?!« – »Weißt du nicht, warum sie dich sehen wollen, Fryk?!« – werde ich auch wieder lauter. Ich frage nach, um zu prüfen, ob er wirklich nichts verstanden hat. Mich interessiert wie viel er auf Deutsch kann. Schließlich macht er andauernd diese Integrationskurse. Aber er sagt immer: »Ich alter Mann, kann nicht lernen. Hier Kopf, geht nicht rein« und klopft mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. »Als ich in die Schule ging, das waren die Fünfziger Jahre, hat niemand daran gedacht, dass es nötig ist Fremdsprachen zu lernen, dass es

möglich sein könnte in Deutschland zu sein. Und überhaupt im Ausland. Gott sei dank, dass es so ist. In Armenien wäre ich längst tot. Sieben Metallstücke habe ich, vier im Herzen und drei im Knie. Sieben mal hat man mich in der Uni-Klinik operiert. Wer hätte das in Armenien gemacht? Ich wäre doch gestorben!«

Am Telefon machen wir aus, dass ich am Abend bei ihm vorbeigehe und mir den Brief anschau. Und auch den früheren Briefverkehr mit dem Arbeitsamt durchchecke, um mir mal einen Überblick über die aktuelle Lage zu verschaffen. Eigentlich ist das nur eine Ausrede. Fryk ist einsam und möchte gerne, dass ich zu ihm komme, wir zusammen russische Talkshows anschauen und zwei Partien Backgammon spielen. Dabei trinken wir immer Wodka oder Raki. Ich bin stolz darauf, dass Fryk mit mir gerne Backgammon spielt. Darauf, dass ich manchmal die Partie gewinne und dabei sicher bin, dass er mich nicht hat gewinnen lassen, sondern ich einfach gewonnen habe. Mit georgischen und armenischen Kurden ist es anscheinend gleich wie mit türkischen Männern, sie sind unglaublich gute Backgammon-Spieler. Ich glaube, sie spielen schon in der Wiege ihre erste Backgammonpartie.

Inzwischen bin ich aus dem Drogeriemarkt raus. Die Granatapfelbodycreme habe ich nicht mitgenommen. Hab's mir anders überlegt. Freue mich auf heute Abend und laufe mitten auf der Straße, pfeifend. »Die Viertelstadt glotzt auf sie wie auf Fremde« – das fällt mir aus einem Gedicht von einem mir sehr gut bekannten Dichter ein und ich pfeife noch lauter.



Fotos: kwasibanane

► Ali Demirbükür

►► Hildegard Wenzler-Cremer

Fotos: Thomas Kunz



Alis Geschichte

Nicht der Vater kam als Gastarbeiter nach Deutschland und holte seine Frau nach – bei Ali Demirbükür war es umgekehrt: 1968 ließ seine Mutter Mann und Kinder in Ankara zurück, um in Deutschland zu arbeiten und finanziell unabhängig zu sein. Als er 18 war, zog Ali zusammen mit seiner Schwester nach Kirchzarten, wo er sich furchtbar fremd fühlte. Er konnte kein Deutsch und vermisste seinen Vater, der erst viele Jahre später nachkam. »Wir mussten bei Null anfangen«, erzählt Ali. Das tat er als Tellerwäscher in einer Gaststätte – und im Kirchzartener Fußballverein. Eine neue Heimat fand Ali dann in der Tanzgruppe Türk HOG, die er mit gegründet hat. »Das war meine Rettung«, sagt er heute, »wir waren immer zusammen und haben uns auch politisch engagiert.«

1991 lernt Ali in der Türkei seine Frau kennen und holt sie nach Deutschland. Doch die Sehnsucht lässt die beiden nicht los und so ziehen sie im Jahr 2000 mit ihrer sechsjährigen Tochter zurück in die Türkei. Dort hält es die Frau aber nicht lange. »Es war ihr langweilig«, erzählt Ali, »sie wollte ihre Zeit nicht mit Kochen und Backen verbringen wie die Nachbarinnen, sie wollte arbeiten, schwimmen, Rad fahren...« Also siedelt die Familie wieder über nach Deutschland, wo 2011 die zweite Tochter zur Welt kommt. »Egal, wo man ist: Die Sehnsucht bleibt«, stellt Ali fest. »In der Türkei vermisst man das, was man sich hier aufgebaut hat; und in Deutschland vermisst man den Teil der Familie, der noch in der Türkei lebt.« Wo will er alt werden? »Da, wo unsere Töchter sind«, sagt der 52-Jährige. Das kann Deutschland sein oder die Türkei. Ali hat zwei Heimaten.



Hildegards Geschichte

Hildegard Wenzler wuchs in den 1950er-Jahren in einer schwäbischen Kleinstadt im Haus ihrer Großeltern auf und besuchte eine Klosterschule. »Die autoritäre Leiterin hat den Widerspruchsgest in mir geweckt und mich letztendlich politisiert«, erzählt sie. Mit 18 zieht sie zum Studium nach Freiburg. »Aber Freiburg hat mein Fernweh nicht gestillt, deshalb unternahm ich bald Reisen nach Indien und Afrika.« Später macht sie selbst Erfahrungen als Migrantin: Sie lebt mit ihrem Mann und den drei Söhnen für einige Jahre in Indonesien. Bis heute beschäftigt sich die 64-jährige PH-Dozentin beruflich und als Vorsitzende von Südwind mit interkulturellen Themen.

Nach dem Biografie-Wochenende sagt Hildegard Wenzler-Cremer: »Ich bin erstaunt, wie viel Vertrauen und Nähe entstanden sind und welcher Perspektivenwechsel möglich wurde – einfach dadurch, dass wir uns geöffnet und uns gegenseitig aus unserem Leben erzählt haben.« Ali Demirbükür stimmt zu: »Schön, dass wir uns auch unsere persönlichen Geschichten erzählt haben. Ich habe mich sehr wohl gefühlt und gehe bereichert nach Hause.«

Die Türken in Deutschland sind wenig gebildet, sprechen gebrochen Deutsch, die Frauen tragen Kopftuch, die Männer sind Machos und alle leben in lauten Großfamilien. Oder?

Die Deutschen sind ordentlich, pünktlich, humorlos ... Etwa nicht?

Seit einem halben Jahrhundert sind Türken in Deutschland zu Hause. In Freiburg leben rund 2100 Menschen mit türkischem Pass und gut 500 deutsche Staatsangehörige, die in der Türkei geboren wurden. Viele von ihnen haben noch nie die Wohnung ihrer deutschen Nachbarn betreten – und umgekehrt. Vorurteile und Klischees (siehe oben) beherrschen das Bild, auf beiden Seiten. Das muss sich endlich ändern, finden die Initiatoren eines bundesweiten Projektes, das es seit diesem Jahr auch in Freiburg gibt: *die deutsch-türkischen Biografiegespräche* (siehe Infobox).

Bei der ersten Freiburger Runde im Februar 2014 im Studienhaus Wiesneck in Buchenbach treffen aufeinander: eine Psychologie-Dozentin und der Sohn einer Gastarbeiterin der Ersten Stunde; eine Diplompädagogin, die sich in der Türkei-Solidaritäts-Arbeit engagiert und ein türkischstämmiger Professor für Mikrosystemtechnik mit Wiener Akzent; eine Türkin, die als psychologische Beraterin arbeitet, und ein ehemaliger Hochschul-Professor, der sich den interreligiösen Dialog zur Aufgabe gemacht hat; ein pensionierter Lehrer mit schwäbischen Wurzeln und einer Ehefrau aus Bratislava... Alle erzählen einander ihre Lebensgeschichten. Bisweilen bestätigen sie die vorherrschenden Bilder, öfter aber halten sie Überraschungen bereit. Unterschiede werden nachvollziehbar und ungeahnte Parallelen offenbar. »Jede Geschichte weckt die Neugier auf die nächste«, sagt Ibrahim Sarialtin, einer der Moderatoren. Und mit jeder Erzählung wachsen Verständnis und Sympathie füreinander.

Zum Beispiel die Psychologin Hildegard Wenzler-Cremer und Ali Demirbükür, selbständiger Buchhalter und Mitglied im Migrantenbeirat. Als Ali berichtet, wie er als junger Mann seiner Mutter ins fremde Deutschland folgte, erinnert sich Hildegard an ihre eigene Jugend: wie sie ihrer engen Heimatstadt entflohen und sich in der Metropole Istanbul zunächst ziemlich unbeholfen fühlte. Als Ali noch den Flaschnereibetrieb seines Vaters erwähnt, muss Hildegard schmunzeln; ihr Großvater war auch Flaschner.

Wir müssen reden

In Freiburg gibt es jetzt deutsch-türkische Biografiegespräche

Von Ulrike Schnellbach

▼ Es ist schön, so mit einander zu reden.

Foto: kwasibanane



Infobox Biografiegespräche

Die Biografiegespräche sind ein Projekt des Ost-West-Forums Gut Gödelitz. Auf dem idyllischen Landsitz bei Dresden hatte Hausherr Axel Schmidt-Gödelitz seit 1990 Gesprächsrunden zwischen Ost- und Westdeutschen organisiert. Nach diesem Vorbild rief er später die deutsch-türkischen Gespräche ins Leben, die sich mittlerweile bundesweit etabliert haben. Dabei verbringen je vier Deutsche und Türkeistämmige gemeinsam ein Wochenende und erzählen einander unter Anleitung eines Moderatorenpaars ihr Leben. Wer einmal dabei war, wird regelmäßig zu Treffen aller Teilnehmer/innen aus derselben Stadt eingeladen. So entstehen wachsende regionale Netzwerke der Verständigung. In Freiburg haben bereits zwei Gesprächsrunden stattgefunden, weitere sind für 2015 geplant. Sie werden von der Stadt und der Baden-Württemberg Stiftung im Rahmen des Programms »Vielfalt gefällt« finanziert. Die Teilnahme ist kostenlos.

Wer Interesse hat, kann sich gerne an die Moderator/inn/en wenden:

■ Ulrike Schnellbach: 0761-4880195, ulrike.schnellbach@googlemail.com

■ Türkan Karakurt: 0173-5154292, tuerkan6@gmx.de

■ Ibrahim Sarialtin: 0170-7762635, ibrahimsarialtin@hotmail.com



Interkulturelle Wochen

10.10. – 19.10.2014

Freitag, 10. Oktober

Tag der Partizipation. Wie können BürgerInnen mit ausländischer Staatsangehörigkeit gleichberechtigt an der Gestaltung und Entwicklung ihrer Städte mitwirken? Am Tag der Partizipation wollen wir darüber diskutieren. ■ 10. 10., 10:00 – 18:30, **Gemeindsaal der Christuskirche, Maienstr. 2, Freiburg.** Veranstalter: Freiburger Wahlkreis 100 %, evangelische Studierendengemeinde, Migrantinnen und Migrantenbeirats der Stadt Freiburg (MB) ► **Infos + Anmeldung:** kontakt@wahlkreis100.de.

Favole al telefono. Francesca Blasetti liest auf Italienisch aus »Favole al telefono« von Gianni Rodari, einer wahren Lügengeschichte für Groß und Klein. ■ 10. 10., 15:00, **Stadtbibliothek Freiburg, Münsterplatz 17, UG.** Veranstalter: Deutsch-Italienische Dante Alighieri-Gesellschaft e.V., Stadtbibliothek Freiburg

Herzen für Mädchen weltweit. Anlässlich des Welt-Mädchentags plant die AG Freiburg des Kinderhilfswerks Plan eine Solidaritätsaktion. ► www.freiburg.planaktionsgruppen.de oder Facebook unter PlanFreiburg ■ Solidaritätsaktion 10. + 11. 10., Schwarzwald City

Samstag, 11. Oktober

Auftaktveranstaltung zu den Interkulturellen Wochen 2014. Der MB empfängt im Kreuzgang des Augustinermuseums die verschiedenen Migrantenselbstorganisationen und alle interessierten Gäste. Es soll die Möglichkeit geben, sich vorzustellen und kennen zu lernen. Grußworte, Stehempfang mit kulinarischen Highlights im Café im historischen Kreuzgang, Auftritt des Chores Soufamily Freiburg ■ 11. 10., 18:00, **Augustinermuseum, Augustinerplatz, Freiburg**

Vorlesen auf Italienisch für Kinder.

Mitglieder des »Centro Culturale Italiano« lesen aus italienischen Kinderbüchern für Kinder von 4 bis 8 Jahren. ■ 11. 10., 11:00, **Stadtbibliothek Freiburg, Münsterplatz 17, 3. OG**

Dienstag, 14. Oktober

Anerkennung ausländischer Berufsqualifikationen. Infos anhand konkreter Beispiele zur Anerkennung ausländischer Abschlüsse in Medizin, Gesundheits- und Krankenpflege sowie Altenpflege ■ 14. 10., 18:00 – 20:00, **Saal des ABC, Maienstr. 2, Freiburg, 1. OG rechts.** Veranstalter: MB, Landesverband der kommunalen Migrantenvertretungen Baden-Württemberg, IQ Netzwerk Baden-Württemberg

Ein Abend im Roma-Büro. Musik, Tanz, Film ■ 14. 10., 20:00 – 22:00, **Bürgerhaus Seepark.** Veranstalter: Roma Büro Freiburg

Änderung des Asylgesetzes in Bezug auf Asylbewerber aus Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina. Impulsreferat von Jasmina Prpić, Vorsitzende des Vereines Anwältinnen ohne Grenzen ■ 14. 10., 19:00 – 21:00, **Galerie im alten Wiehrebahnhof, Urachstr. 40, Freiburg** ► info@aogde.com

Mittwoch, 15. Oktober

Sitzung des Migrationsausschusses. Migrantenvereine sind eingeladen am öffentlichen Teil der Sitzung teilzunehmen. ■ 15. 10., 16:15, **Besuchertribüne des Neuen Ratsaales.** Veranstalter: MB

Immer nach Hause. Zum Auftakt der Buchausstellung »In Freiburg übersetzt« lesen ÜbersetzerInnen aus Freiburg und der Region aus ihren Werken. ■ 15. 10., 20:00, **Ausstellung: 16.–31. Oktober, Di. – Fr. 10:00 bis 19:00, Sa. 10:00 – 14:00, Stadtbibliothek Freiburg, Münsterplatz 17.** In Kooperation mit dem Literaturbüro Freiburg.

Donnerstag, 16. Oktober

Alle gehören Dazu. Wir gestalten den Alltag in unserer Kita vielfältig, interkulturell und mehrsprachig. Vortrag für pädagogische Fachkräfte und Interessierte von Lucia Curcio und



Evelyn Gierth. ■ 16. 10., 16:30 – 18:30, **Stadtteilzentrum Vauban 037, Alfred-Döblin-Platz 1, Freiburg, 3 €.** ► **Anmeldung:** evelyn.gierth@interkultur07.de

Trommelkurs für Frauen mit Annette Lorenz-Kalomba ■ 16., 23. und 30. Oktober, je 12:30 – 14:00, **Franz-Hermann-Haus des Caritasverbands Freiburg Stadt, Sundgaullee 8, Ecke Berliner Allee.** Veranstalter: Frauencafé, FrauenSTÄRKEN im Quartier in Betzenhausen-Bischofslinde

Malam Indonesia. Indonesischer Kulturabend mit Batikworkshop, Trachtenmodeshows, balinesischer Tingklik-Musik, indonesischen Volksliedern und Tänzen... Auch für den Gaumen gibt es Leckeres! ■ 16. 10., 17:30 – 21:00, **Bürgerhaus Zähringen, Lameystr. 2, Freiburg.** Veranstalter: Indonesische Gruppe Freiburg und Umgebung

Persona non Data. Vierzehn Menschen erzählen die Geschichte ihrer Flucht aus der Heimat. Zu Fuß, in Booten, mit Fluchthelfern. Der Film erzählt durch Interviews von individuellen Kämpfen und visualisiert den Bannraum durch filmische Mittel. ■ 16. 10., 19:30, **Kommunales Kino, Urachstr. 40, Freiburg.**

Freitag, 17. Oktober

MigrantInnenbeirat Reloaded 2015. Wie sieht eine erfolgreiche Zukunft dieses Gremiums aus? Impulsreferat von Christiane Bausch, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Politische Theorie an der Uni Duisburg-Essen ■ 17. 10., 17:00, **Aula der Katholischen Akademie Freiburg, Wintererstr. 1, 79104 Freiburg**

Samstag, 18. Oktober

Auftaktveranstaltung zum Projekt MEMO. Informationen zum Programm und eine Übersicht der geplanten Workshops. ■ 18. 10.,

14:00, **MEMO Büro, Schwabentorring 2, Freiburg.** Veranstalter: MB, FAIRburg, Büro für Migration und Integration der Stadt Freiburg

Book-Release-Party des dritten Kochbuches »Feste feiern – Rezepte und Traditionen von Freiburgerinnen aus aller Welt« ■ 18. 10., 18:00, **Kubus³, Kulturpark Innenhof, Haslach Str. 43, Freiburg.** ► 0178 9822880, info@freiburgerinnen-aus-aller-welt.de

Vorlesen auf Italienisch für Erwachsene. Mitglieder des Centro Culturale Italiano lesen aus italienischen Büchern für Erwachsene. ■ 18. 10., 11:00, **Stadtbibliothek Freiburg, Münsterplatz 17, 3. OG**

El sueño de Cubito – Cubitos Traum. Im Rahmen des Lirum Larum Lesefests bietet die Kinder- und Jugendmedothek Rieselfeld einen Spiel-Bastel-Lese-Nachmittag. Carmen Luna und Esther Kutschke-Rösch lesen auf Spanisch und Deutsch. Alle Kinder ab fünf Jahren, die gerne Geschichten hören und basteln, sind herzlich eingeladen. ■ 18. 10., 15:00, **Kinder- und Jugendmedothek Rieselfeld, Maria-von-Rudloff-Platz 2, Straßenbahnlinie 5, Haltestelle: Maria-von-Rudloff-Platz**

InParty. Die InZeitung lädt ein: Vorstellung unserer Autoren und Autorinnen, Diskussion in lockerer Atmosphäre, Lesungen, Transkulturelle Livemusik, Zumba Flash-Workout, Umtrunk, Ukrainische Warenyky und Balkantanzparty. ■ 18. 10., 20:00, **Kommunales Kino, Urachstraße 40, Freiburg.**

Sonntag, 19. Oktober

Mobile Geschichten. Eine Busrundfahrt zur Migration von Frauen in der Region – gestern und heute. ■ 19. 10., 15:00, **Start: Konzerthaus Freiburg. Dauer: ca. 3 Stunden. Teilnehmergebühr 15 € / 7 €, Eintrittskarten nur über Vorverkauf, Buchhandlung Jos Fritz, Wilhelmstr. 15.** Veranstalterin: Protagonistas in der Fem-Werkstatt Freiburg in Kooperation mit der Multikulturellen Frauengruppe Landwasser. ► www.femwerkstatt.de

MEMO – Qualifizierungsprogramm für Management & Empowerment in Migrantenorganisationen

Ab Oktober wird den Migrantenorganisationen im Großraum Freiburg ein einzigartiges Programm angeboten: MEMO.

Das Projekt bietet Migrantenorganisationen die Möglichkeit, sich in allen Bereichen der modernen Vereinsführung und des Projektmanagements zu qualifizieren, ihre bisherigen Kenntnisse und

Erfahrungen zu vertiefen und sie weiter auszubauen. MEMO unterstützt Vereine in der Kooperation mit anderen Aktiven im Gemeinwesen und bei der Wahrnehmung von Förderprogrammen. Zudem qualifiziert MEMO Migrantinnen und Migranten für die Vereinsberatung.

Das Programm wird von dem Ministerium für Integration Baden-Württemberg

und dem Forum der Kulturen Stuttgart angeboten. Für die Koordinierung in unserer Region ist der Interkulturelle Verein FAIRburg e.V. in Zusammenarbeit mit dem Büro für Migration und Integration und dem Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg zuständig. Des Weiteren wird das Programm vom Kulturamt der Stadt Freiburg und von der Stabsstelle

Bürgerschaftliches Engagement beim Dezernat III unterstützt.

Die Projektdauer erstreckt sich von Oktober 2014 bis Juni 2016 und bietet 17 Workshops in drei Modulen. Die Teilnahme ist kostenlos.

■ Infos: MEMO-Büro, Schwabentorring 2, Freiburg, info@fairburg.de, 0761 21687 38, Ansprechpartnerin: Joelle Verdes

Infoaktion zu Zwangsverheiratung geplant

Das städtische Büro für Migration und Integration plant eine Informationsaktion zum Thema Zwangsverheiratung und häusliche Gewalt. Über einen Flyer sollen jungen Menschen über Hilfsangebote informiert werden. Die anonyme Beratung führt das Frauen- und Kinderschutzhaus durch und steht sowohl Frauen / Mädchen wie auch Männern / Jungen offen – auch wenn die Opfer überwie-

gend weiblich sind. Auf einer Internetseite, die gegenwärtig erstellt wird, können sich die Betroffenen auch über bundesweite Beratungsangebote informieren.

Das Hilfsprojekt zu diesem schwierigen Thema wurde vom Büro für Migration und Integration, dem Standesamt, der Frauenbeauftragten, dem Pressereferat, dem Freiburger Interventionsprojekt gegen

häusliche Gewalt und dem Frauen- und Kinderschutzhaus gemeinsam initiiert. Hierbei wurden auch die Erfahrungen der Stuttgarter Beratungsstelle Yasemin genutzt. In seiner Sitzung vom 8. Juli 2014 befürwortete der Migrationsausschuss den Informationsflyer und die geplante Aktion.



Foto: privat

Irene Vogel

InFrage an Irene Vogel

Im Migrationsausschuss wurde über die Einführung eines Beratungsangebots in Freiburg für junge Migrantinnen und Migranten im Falle drohender Zwangsverheiratung und bei häuslicher Gewalt beraten. Was denken Sie über dieses Vorhaben?

Ich begrüße, dass es Unterstützungsangebote für von Zwangsheirat Betroffene geben soll.

Ich finde es auch gut, dass das Frauen- und Kinderschutzhaus bzw. die Frauenberatungsstelle gegen Häusliche Gewalt diese Aufgabe übernehmen will. Ich kritisiere aber, dass sie auch für die betroffenen jungen Männer zuständig sein sollen. Wir würden uns etwas vormachen, wenn wir glaubten, dass sich junge Männer, die ja aus sehr patriarchal geprägten Familien kommen, an diese Frauen-Institutionen wenden werden.

Zumal auf dem Flyer, der für dieses Beratungsangebot wirbt, auch nur eine Frau abgebildet ist. Damit werden Männer gar nicht angesprochen. Wenn wir Gender Mainstreaming tatsächlich umsetzen wollen, müssen wir auch die unterschiedlichen Bedürfnisse der Geschlechter und in dem Fall auch den kulturellen Hintergrund explizit berücksichtigen. Das ist hier aber nicht der Fall, das ist meine Kritik daran und das muss meines Erachtens dringend korrigiert werden.

Im Flyer selbst wird auch nicht nur das Thema Zwangsheirat,

sondern häusliche Gewalt insgesamt thematisiert. Ich erwarte von einem solchen Angebot dann auch, dass es auf die Problematik von Buben und jungen Männern eingeht, die immer noch per Prügelstrafe erzogen werden. Man weiß, dass überwiegend Jungs aus Migrantenfamilien noch solchen Erziehungsmaßnahmen ausgesetzt sind. Da Eltern in Deutschland zum Glück nicht mehr das Recht haben, ihre Kinder und Jugendlichen zu schlagen, es gesetzlich verboten ist, so ist es Aufgabe der kommunalen Jugendhilfe, sie davor zu beschützen und ihre Eltern entsprechend aufzuklären. Bezieht sich das neue Beratungsangebot aber nur auf das Problem der Zwangsheirat, ist die Werbung mit Unterstützungsangeboten gegen häusliche Gewalt irreführend und das Angebot selbst damit lückenhaft.

Die derzeitige Konzeption und geplante Umsetzung ist es deshalb nur eine halbe Sache und ich fordere von der Stadtverwaltung eine Korrektur und Ergänzung hin zu einem tatsächlich geschlechtsspezifischen Beratungsangebot für Mädchen und Jungs.

■ Irene Vogel ist Stadträtin der Unabhängigen Frauen und stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Unabhängigen Listen Freiburg.



Tanzend, Tanzend, Tanzend, Tanzend

Zumba hat Humor

Von Vera Bredova

Unten vor dem Café Süden im Vauban sitzen Mamas auf den Bänken und um sie herum spielen Kinder. Aus dem offenen Fenster im ersten Obergeschoss erklingt Musik:

*Bailando, bailando, bailando, bailando
Yo quiero estar contigo, vivir contigo
Una noche loca*

Um halb sechs? – Normalerweise dient dieser Saal im Haus 037 (Stadtteilzentrum) Veranstaltungen, aber auch Proben und ein Zumba-Tanzkurs finden hier statt. Der Raum dort oben ist sehr groß und mit seinen hohen Fenstern und dem Holzboden sehr hell. Keine Fitness- oder Tanzstudio-Schweiß- und Fleiß-Stimmung, sondern eine warme lässige Atmosphäre. »Es kam mal die Frage nach einem Spiegel, ...« sagt die Kursleiterin »... aber ich denke, das ist nicht wichtig, manchmal wollen die Leute sich beim Tanzen nicht zusehen. Die Idee ist hier nicht, sich ständig zu kontrollieren, sondern sich zu amüsieren, zu lachen und Musik zu fühlen.«

Sie selbst bringt jedoch beim Tanzen alles. Denia Cabarcas aus Ko-

lumbien hat getanzt, solange sie sich erinnern kann: Im Kindergarten, in der Schule, sie hat alle lateinamerikanischen Rhythmen gelernt und ist auf der Bühne aufgetreten. »Für mich bedeutet Tanz Energie laden, lachen, sich befreien, genießen. Man ist müde oder traurig, aber nachher ist man ein anderer Mensch. Tanzen ändert alles.« Sie vermittelt das wunderbar und steckt alle an:

»Ich komme nach der Arbeit hierher, bin kaputt oder angespannt, und nach dem Kurs geht mir gut! Die lateinamerikanische Musik gefällt mir sehr und es ist einfach eine schöne Stimmung. Hier ist das Besondere, dass es keine Kursgebühr gibt, man bezahlt, wenn man da ist«, sagt Regine, die schon seit zwei Jahren mitmacht. Auch für andere Frauen, die wegen Arbeit und/oder Kindern oder auf Grund von Uni- bzw. Schulprüfungen nicht jede Woche kommen können, ist das ein großer Vorteil. Der Kurs findet oft auch in den Ferien statt, dann kommen diejenigen dazu, die sonst in Sportzentren und Tanzschulen Kurse belegt haben. Deshalb ist diese Gruppe, die vor drei Jahren mit ein paar Frauen aus der Nachbarschaft angefangen hat, inzwi-

schen ziemlich groß geworden: bis zu vierzig Menschen bewegen sich hier. Die Gruppe ist sehr gemischt: Viele Mädchen, fast eine ganze Schulklasse ist dazugekommen, es gibt aber auch Senioren, gute Tänzer und Anfänger, aus St. Georgen, aus Merzhausen und anderen Stadtvierteln.

Jolanda aus Ghana kommt mit ihrer 16-jährigen Tochter hierher, »Es macht uns Spaß zusammen zu tanzen und das für nur drei Euro pro Stunde, das ist super günstig!«. Auch Kinder sind schon dabei, manchmal auch die elfjährige Tochter der Lehrerin, die für ihre Mutter gerne die Lieder vom Laptop startet, selbst aber hier nicht mittanzt, weil sie Hip Hop bevorzugt. Die meisten lassen aber ihre Kinder und Familie zuhause. Zumba ist ein Ausflug aus dem Alltag.

Mit *Un olor a tabaco y Chanel* und Entspannungs-Übungen ist der Kurs zu Ende.

Denia Cabarcas hat in Kolumbien Psychologie studiert. Und dann – verliebte sie sich, zog nach Deutschland, danach die Zeit mit dem Kind. Zuerst war sie frustriert darüber, ihren Beruf als Psychologin, den sie sehr schätzt, hier wegen der Sprache nicht weiter ausüben zu können. Am Anfang arbei-

tete sie nur als Babysitterin – das sieht sie als ihr zweites Talent und sie will sich später als Sozialarbeiterin mit Kindern beschäftigen. Aber im Augenblick nimmt ihr Berufsweg eben eine andere Richtung.

»Dieser Kurs im Vauban hat mir die Tür geöffnet, ich mache einen Kurs bei der Caritas mit Senioren, bald fange ich mit Kinderzumba an. In meiner anderen Gruppe in Haslach gibt es Menschen mit Behinderungen und diese Leute – ich sehe es – mögen die Musik, sie lächeln, es ist wie eine Psychotherapie.«

Aber das Haus 037 bleibt ihr Lieblingsort: »Ich liebe diese Leute, sie sind sehr, sehr nett, freundlich, geduldig und mit meinem Deutsch behilflich. Ich arbeitete einmal zwei Monate in einem Fitnessstudio. Die Menschen dort waren sportlicher, aber gehemmt, sie machten Fitness-Übungen, aber Musik fühlten sie nicht, es war so wenig Stimmung. Und Zumba ist eigentlich auch lustig, hat viel Humor. Hier ist es ganz anders – die Menschen fühlen es und hier geht mein Herz richtig auf.«

■ **Zumba im Haus 037.** Jeden Donnerstag um 17:30 – 18:30 Uhr, Stadtteilzentrum Vauban Haus 037, Alfred-Döblin-Platz 1, 1. OG

▼ ▲ **Zumba ist lateinamerikanische Rhythmen und Fitness.** Auch in den Sommerferien findet der Kurs für die wenigen Daheimgebliebenen statt.

Fotos: kwasibanane



InTipps

Letzte Ölung Nigerdelta. Das Drama der Erdölförderung in Nigeria in zeitgenössischen Fotografien.

■ bis 25. Januar 2015, Di–So 10:00–17:00, Eintritt: 3€/2€, Museum Natur und Mensch, Gerberau 32

No city is an island. Studioausstellung von Emeka Udemba (► Portrait, S. 3)

■ bis 25. Januar 2015, Di–So 10:00–17:00, Eintritt: 3€/2€, Museum Natur und Mensch, Gerberau 32

La nouvelle pensée noire / Das neue schwarze Denken – Chefferie. »Nur oben, kein unten« – so beschreiben Gintersdorfer/Klaßen ihre Vision der Chefferie, die Versammlung vieler gleichberechtigter Chefs auf der Bühne. Tanzend, sprechend, musizierend, stellen diese Chefs sich und ihre Herkunftsländer vor. Klischees werden munter unterlaufen und bestätigt. In französischer, englischer und deutscher Sprache.

■ 9. Festival »Politik im Freien Theater« Sa 15. November 20:30, So 16. November 18:00, E-Werk, Eschholzstr. 77, Freiburg

Dear Moldova, can we kiss just a little bit? Die Mehrheit der Bevölkerung im christlich-orthodoxen Moldawien sieht in Schwulen und Lesben eine Bedrohung traditioneller Familienstrukturen. Von Seiten der Politik kann kein Schutz erwartet werden. In der Produktion treten sechs Menschen aus Chişinău auf die Bühne, um erstmals über ihre homosexuelle Orientierung und die ihrer Familienangehörigen zu sprechen. Sie erzählen von Beweggründen ihres Coming Outs und den Folgen ihrer Entscheidung. Eine berührende Produktion von Nicoleta Esinencu & Jessica Glaue, mit Witz und Leichtigkeit inszeniert. In rumänischer und russischer Sprache mit deutschen und englischen Übertiteln. ■ 9. Festival »Politik im Freien Theater« Do 20. November 20:00, Fr 21. November 18:30, E-Werk, Eschholzstr. 77, Freiburg

Gewalt gegen Kinder und Frauen in Nicaragua – die Arbeit des Frauen- und Kinderhauses in Wiwili.

Vortrag und Diskussion mit Gästen aus der Freiburger Partnerstadt Wiwili/Nicaragua: Reyna Victoria Moncada Gonzalez (Leiterin des Frauenhauses in Wiwili) und N. S. Angela del Carmen Palma Zamora (Vizebürgermeisterin von Wiwili). Im Rahmen der Kampagne 16 Tage – Stopp Gewalt gegen Frauen ■ Fr 5. Dezember, 19:30, Evangelische Studierenden-Gemeinde, Turnseestraße 16, Freiburg ►► www.16days-freiburg.de



Einfädeln

Das interkulturelle Näherinnenkollektiv

Das Gespräch führte Maria Stehle

Adelaide, ihr trefft euch seit vielen Jahren, warum?

Adelaide: Nähen ist mein Hobby, ich mache es gerne und ich möchte damit Geld verdienen. Ich bin seit zwei Jahren dabei, immer dienstags und mittwochs. Die Grundkenntnisse habe ich von meiner Schwester in Ghana gelernt. Hier im Kollektiv lernte ich z. B. Schnitte zu kopieren.

Was bedeutet für euch Mode?

Adelaide: Mode gehört zum Menschen und sie ist einfach schön anzusehen. Mode zeigt die Vielfalt, jeder Mensch hat seinen persönlichen Ausdruck und einen anderen Geschmack. Jeder sollte sich in seiner Kleidung wohl fühlen.

Was war der erste Eindruck den ihr modernmäßig von den Deutschen hattet?

Teresa: Ich bin in der Dominikanischen Republik aufgewachsen und als ich nach Deutschland kam war es Winter und in meiner Erinnerung waren alle Leute schwarz gekleidet. In meinem Heimatland kleiden sich die Leute bunt, die Frauen sind mehr sexy angezogen. Wenn man z. B. zu einem Geburtstag eingeladen ist zieht man sich sehr gut an und macht sich schön. Hier gehen die Leute einfach in den Alltagskleidern zu einer Feier. Bei uns wird möglichst ein neues Kleid gekauft. Alle möchten chick sein und kleiden sich nach dem neuesten Trend.

Ewa: Das ist bei uns auch so. Ich komme aus Polen: die jungen Leute bei uns haben in der Mode ihren Stil und kleiden sich auch bunt, alte Frauen tragen helle moderne Kleidung, hier in Deutschland habe ich den Eindruck, dass dunkle Kleidung bevorzugt wird. Schwarz tragen bei uns nur die Witwen in der Trauerphase.

Wenn ich z. B. ein Foto von einem schönen Kleid zu euch bringen würde, könntet ihr das für mich nähen?

Ewa: Das ist kein Problem, wir verwirklichen gerne die Ideen der Kunden. Es kamen schon Kundinnen mit schönen Fotos und wir haben das Modell für sie angepasst. Wir ändern auch Kleidungsstücke, entwerfen eine eigene Kollektion und wollen immer das optimale Kleidungsstück für die Kundin umsetzen. Wir recyceln Kleider und Stoffe, du könntest Dir z. B. für einen Kleiderwunsch bei uns einen Stoff aussuchen.

Was nähst Du am liebsten, Majlinda?

Majlinda: Ich nähe am liebsten moderne oder sportliche Kleidung. Mir gefällt es auch, tolle Kleider für festliche Anlässe zu nähen.

Du bist seit vier Jahren im Kollektiv aktiv, was sind Deine Aufgaben?

Hatice: Ich bin die Nähkursleiterin und bin von Beruf Schneidermeisterin, Schnittmusterherstellerin und Modedesignerin. Ich fühle mich wohl, dass ich in meinem Beruf arbeiten kann. Ich mache meinen Beruf sehr gerne und ich freue mich, wenn jemand durch mich etwas gelernt hat. Ich bin stolz, wenn ich die Entwicklung der Frauen sehe!

Was ist das Besondere am Nähkollektiv?

Hatice: Wir sind Frauen aus acht verschiedenen Ländern und arbeiten zusammen. Der Kontakt untereinander ist sehr wichtig. Wir frühstücken zusammen, haben Spaß miteinander und es gibt dabei die Möglichkeit, Essen aus verschiedenen Ländern zu probieren und kennenzulernen. Wir hoffen, dass es uns gelingt, unser Hobby zum Beruf zu machen.

Welche Ideen habt ihr für die Zukunft?

Hatice: Wir wollen schöne Sachen nähen, berühmt werden und Geld verdienen.

▲ Interkultur nach Maß.

Graffiti-Künstler: Herakut

Foto: Kwasibanane

▼ Modeschau des Näherinnenkollektivs

Fotos: Heike Springer



Das Näherinnenkollektiv

Ewa Bobkiewicz
Hatice Eskin
Adelaide Peprah-Kwakye
Teresa Habla
Majlinda Dervishi
Barbara Reinhard
Nesahat Bagi
Allissar Rihan

■ Krozinger Straße 11, Freiburg
Einkaufszentrum Weingarten, 1. OG
Dienstag: 9–13 Uhr und 14–17 Uhr
Mittwoch: 9–13 Uhr
► www.wir-naehen.com



Sie ist pünktlicher als ihr deutscher Mann, und sie kommt aus Lateinamerika. Die neuen Nachbarn sind überhaupt nicht laut, und sie sind Afrikaner aus Südnigeria. Sie halten die Treppe sauber und trennen den Müll richtig, – ganz gleich ob sie von den Malediven, aus Ungarn, Deutschland oder der Türkei kommen. Bilder der Fremden flimmern in uns ... und was machen wir damit?

Diese subtile Diskriminierung ist leider tief in den Köpfen und Herzen der Menschen verankert, und sie betrifft uns alle, überall in der Welt. Manchmal kann jemand, der grüne Haare trägt, der Auslöser sein, oder jemand mit dunkler Haut, möglicherweise eine Migrantin, die nicht so deutlich die Sprache des Landes spricht, oder ein Schwuler, der entspannt und glücklich durch die Gegend läuft.

Tatort Alltag

Ein Fall nicht nur für Sonntag Abend

Ein Essay von Carmen Luna

Begegnungen mit dem Anderen werden kaum bewusst reflektiert. Das führt zu Verallgemeinerungen, Vorurteilen und Diskriminierung. Der Blick durch die eigene kulturelle Brille färbt unsere alltägliche Wahrnehmung und beeinflusst unsere Beziehungen mit unserer Umwelt.

Es gibt Diskriminierung, die sofort auffällt und empört, und es gibt subtile Diskriminierung, die fast unsichtbar bleibt, die nur die Betroffenen spüren. Man kann nicht richtig definieren, was das eigentlich war. Manchmal ist es nur ein Blick, an der Käsetheke beim Einkaufen, oder eine Geste in der Straßenbahn, in der Schule oder sonst wo. »Es war bestimmt nicht so gemeint« sagt eine Zeugin, die etwas gemerkt hat, dann aber schnell weg ist.

Es reicht schon aus: etwas anders zu sein!

»Nur im Notfall fragt mich niemand, woher ich eigentlich komme«, erzählt Marco, ein Notarzt aus der Kampagne des Antidiskriminierungsbüros Sachsen.

»Blöde Diskriminierungen« sagt eine Schülerin in einem interkulturellen Training. »Sie beleidigen, belasten, sind unfreundlich und vor allem total unnötig«. Ich stimme ihr bei.

Gut wäre es, diese faulen Teile in uns herauszuoperieren und dabei das menschliche Miteinander ein Stück weiter zu bringen. Vielleicht schaffen wir es, diese Vorurteile, die in uns schlummern, mehr zu reflektieren und so den Menschen und uns selbst eine Chance zu geben.

Die Dante Alighieri Gesellschaft

Von Barbara Peron

Die Società Dante Alighieri wurde 1889 auf Initiative des italienischen Dichters und Literaturhistorikers Giosuè Carducci (1835–1907) in Rom gegründet, ist heute mit mehr als 400 Niederlassungen weltweit vertreten und ist ähnlich wie die deutschen Goethe Institute strukturiert. Die Dante Alighieri Gesellschaft e.V. Freiburg, die seit 1999 tätig ist, ist eine von diesen Niederlassungen und ist als gemeinnütziger Verein organisiert.

Seit ihrer Gründung verfolgt die Gesellschaft folgende Ziele: Die italienische Sprache und Kultur in der Welt zu pflegen und zu verbreiten, die geistige Verbindung der Italiener im Ausland mit der Heimat zu halten und zu stärken; und die Liebe für die italienische Kultur unter den BürgerInnen anderer Länder zu fördern.

In Freiburg, wo etwa 3000 Bürger italienischer Herkunft leben (es sind zehn Mal mehr in der Region), sind die vorrangigen Ziele der Gesellschaft die Völkerverständigung, die Förderung der deutsch-italienischen Freundschaft bzw. des gegenseitigen kulturellen Austauschs,

das Überwinden der Zersplitterung sowie die Pflege von Städtepartnerschaften. Um diese Ziele zu erreichen, ist besonders wichtig die enge Zusammenarbeit mit dem italienischen Konsulat in Freiburg, dem italienischen Kulturinstitut in Stuttgart, der Stadt Freiburg und verschiedenen Institutionen aus Kultur, Wissenschaft und Bildung.

Außer Sprachkursen bietet die Gesellschaft Lesungen in italienischer Sprache, auch für Kinder, Musik- und Bild-Vorträge in deutscher und italienischer Sprache und andere Veranstaltungen an.

Regelmäßig organisiert die Dante Alighieri Gesellschaft einen deutschsprachigen Treff für Italien-Freunde (jeden ersten Montag im Monat ab 19 Uhr im Ristorante Milano), ein Treffen für Italienischsprechende (jeden dritten Montag im Monat im Ristorante Storchen) und einen Treff für alle mit Frau Felicitas Lacher (jeden ersten Mittwoch im Monat um 11 Uhr im Cafe Classico, Oberlinden 6).

■ Auskunft und Anmeldungen:

Dante Alighieri Gesellschaft Freiburg,
c/o Rolf Grammelspacher,
Auwaldstr. 35, Freiburg, 0761
1561427, info@rodante.de
► www.rodante.de



▼ Die Liebe zur italienischen Kultur





Impressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSP: Viktoria Balon

Redaktion:

Viktoria Balon, Svetlana Boltovskaja, Sheila Susanti Dewi, Carmen Luna, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Gerd Süßbier

Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat: Susanne Einfeld

Korrektorat: Susanne Einfeld, Alexander Sancho-Rauschel

Kontakt zur Redaktion: InZeitung, Uhlandstraße 4, 79102 Freiburg, inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint vierteljährlich als Beilage zum Amtsblatt Freiburg und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt.

Ausgabe vom 10.10.2014

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Mit Ihrer Spende können Sie die InZeitung unterstützen.

Jeder Beitrag ob klein oder groß ist willkommen

Spendenkonto: InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX

Meine ersten Eindrücke von Freiburg

Eine Rubrik in Kooperation mit dem Goethe-Institut

Ich komme aus Kasachstan. In Freiburg hat mich überrascht, dass die alten Leute soviel Sport machen. In Kasachstan fahren die alten Leute nicht mit dem Fahrrad.
Lybov Demidova aus Kasachstan

Es hat mich überrascht, dass es kein Gebäude größer als das Münster gibt. Das Münster ist sehr alt, aber es ist (vielleicht) immer das Größte in der Stadt. Masashi aus Japan

► Birkenwald in Polissia. Gemälde des Landschaftsmalers Ivan Shishkin (1832–1898)
Quelle: Donetsk Regional Museum of Art / www.picture.art-catalog.ru/ / Wikimedia Commons



So kocht die Ukraine Warenty

Von Lena Lytvynenko

Warenty sind nach Borschtsch die bekannteste Speise in der Ukraine, die dort nicht nur privat sondern auch in vielen Gastronomiebetrieben angeboten wird. Interessant ist, dass Warenty zwar mit den Teigtaschen der anderen Kulturen, wie z.B. Ravioli, Pel'meni, chinesischen Jiaozi oder Mantu verwandt sind, aber im Unterschied zu diesen ein vegetarisches Gericht sind und neutral oder süß im Geschmack. Die Füllung variiert von Kartoffeln und Quark bis zu Beeren, Kirschen, Äpfeln.

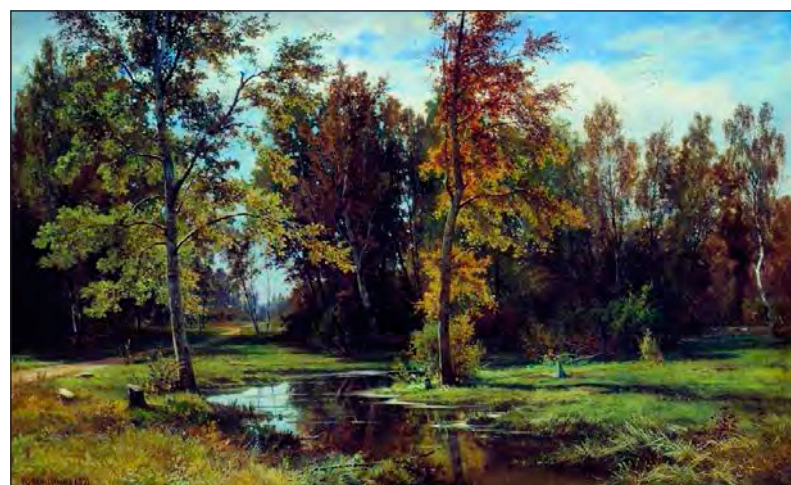
Das Wort Warenty kommt eigentlich von *kochen*, da sie normalerweise in Wasser gekocht werden. Jedoch in der Region, woher ich komme – Polissia, in der Nord-Ost-Ukraine – sind besonders Dampfwarenty mit Heidelbeerfüllung sehr beliebt. Für sie benötigt man einen anderen Teig und sie sind luftiger und zarter im Geschmack. In den Wäldern von Polissia wachsen wilde Heidelbeeren in großen Mengen. Sie sind kleiner als Kulturheidelbeeren, noch schwär-

zer in der Farbe und unglaublich aromatisch.

Seit der vorchristlichen Kultur spielten Warenty eine magische Rolle in diversen matriarchalischen Ritualen. Sie wurden als Speise der Wassergöttin an den Orten mit Wasserquellen dargeboten. Außerdem symbolisierten Warenty mit ihrer Form den Mond im letzten Viertel der Mondphase (Halbmond) und waren somit die wichtige Speise, die mit dem Agrarzyklus verbunden war. Die Füllung stand symbolisch für die Fruchtbarkeit und die Teigtasche wurde als Mutterbauch gesehen.

Für Menschen wie ich, die nie Zeit zum richtig Kochen haben und sehr oft zu den tief gefrorenen Waren greifen (in Läden, die Lebensmittel aus Osteuropa führen, sind Kochwarenty vorhanden), bedeutet Warenty zuzubereiten etwas wirklich Besonderes. Ich erinnere mich, dass meine Mutter jeden Sommer Dampfwarenty zubereitet hat und dass sie unvergesslich gut geschmeckt haben.

■ Lena Lytvynenko ist Künstlerin, Kunst- und Kulturwissenschaftlerin



◀ Warenty sind ein vegetarisches Gericht, manchmal süß im Geschmack.
Foto: Lena Lytvynenko

Zutaten für 4 Personen

- 250 g frische oder tief gefrorene Heidelbeeren (andere Beeren oder Äpfeln gehen auch)
- 100 g Zucker
- 500 g Weizenmehl
- 200 ml Kefir oder Buttermilch
- 2 mittlere Eier
- 1 Teelöffel Natron
- 1 Teelöffel Apfelessig
- 100 g Butter (zum bestreichen)

● Die Zubereitungszeit hängt davon ab, inwieweit man Erfahrungen mit Teiggerichten hat. Deswegen kann sie von 1½ bis 2½ Stunden variieren.

● Für das Dampfbad braucht man einen großen Topf, ein Muldentuch und etwas zum Befestigen, wie z.B. dicken Faden oder Gummiband und eine Schüssel etwa in der Größe des Topfes.

Zubereitung

● **Teig:** Mehl, Eier, Kefir zusammen mischen, Apfelessig auf Natron im Löffel über das Mehl in der Schüssel gießen und dazu geben, nach Geschmack mit einer Prise Salz und Zucker verfeinern und den Teig kneten. Der Teig sollte zart sein aber nicht an den Fingern kleben. Nach Bedarf etwas Mehl dazu geben.

● Teig in ca. ½ cm dicke Scheiben ausrollen und mit einem großen Becher (ca. 6–7 cm Durchmesser) Kreise ausschneiden.

● In die Mitte ca. 4–5 Heidelbeeren legen und 1/3 Teelöffel Zucker dazugeben.

● Die Ränder des Kreises in Form des Halbmondes zusammenkleben.

● Die Warenty auf das Backpapier legen, damit sie nicht kleben.

● **Dampfbad:** ca. 1/3 des Topfes mit heißem Wasser füllen. Den Topf mit dem Muldentuch bespannen und mit dem Gummiband oder Faden befestigen.

● Auf das Muldentuch Warenty nicht zu dicht beieinander auflegen und mit der Schüssel zudecken.

● Auf mittlerer Stufe ca. 5 Minuten im Dampfbad kochen lassen. Wahrscheinlich werden sie ca. 4–5 Gänge im Dampfbad brauchen, bis alle Warenty durch sind.

● Die fertigen Warenty am Besten in einer Keramikschüssel mit etwas Butter bestreichen (sonst kleben sie) und zudecken (wenn keine Keramikschüssel vorhanden ist, kann man einen ganz normalen Topf verwenden). Sie schmecken nämlich am besten warm – mit Tee oder Kaffee, zum Brunch oder sogar als Hauptgericht zum Abendessen. – Смачного!